



Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt

Abteilung Sucht

ausgesucht.bs

ZWISCHEN

RAUSCH

**UND
REFLEXION**

Impressum

Redaktion: Manuel Hürlimann, Abteilung Sucht, Gesundheitsdepartement
des Kantons Basel-Stadt, Malzgasse 30, CH-4001 Basel
061 267 89 00, abteilung.sucht@bs.ch
www.bs.ch/sucht

Texte (sofern nicht anders vermerkt): Manuel Hürlimann
Auflage und Erscheinungsdatum: 800 Ex./November 2025

Gestaltung und Illustration: bom! communication ag, Basel
Druck: Werner Druck & Medien, Basel

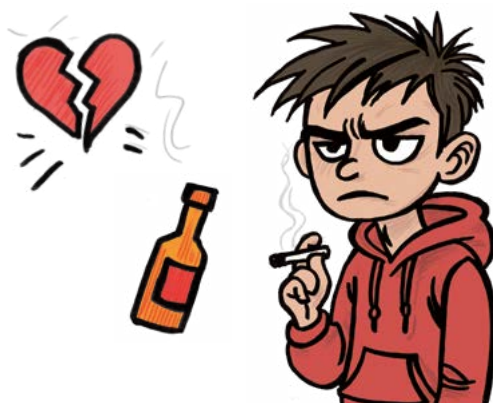
Inhalt

Vorwort von Dr. Lukas Engelberger,
Vorsteher des Gesundheitsdepartements
Basel-Stadt 4

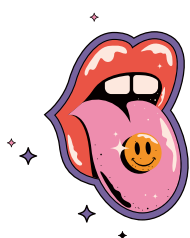
Einführung von Regine Steinauer,
Leiterin der Abteilung Sucht des
Gesundheitsdepartements Basel-Stadt 5

**Mischkonsum unter
Jugendlichen 6**

**Risikobewusstsein und Drug
Checking bei Jugendlichen –
zwischen Schutz und Selbst-
bestimmung 12**



Mad, Bad & Addicted 16



**«Ich selbst konsumiere
gar nichts. Mir ist wichtig
zu zeigen: Es geht auch
ohne.» 20**

Interview mit Richard Hille,
Eventmanager für den ehemaligen
Club Borderline



**Förderung der Medienkompe-
tenzen – von Anfang an 26**

**Zwischen Prävention
und Repression 30**



**Pay to Play: der Sog der
digitalen Game-Welt 33**



**Vapende Kinder und Jugendliche
Schulsozialarbeit zwischen
Aufklärung, Beratung und
Prävention 36**

**Unterstützung und weiter-
führende Informationen 38**

Jugend und Konsum – «Zwischen Rausch und Reflexion»



Foto: Andi Cortellini

Für Jugendliche beginnt mit der Adoleszenz eine Lebensphase neuer Entdeckungen, Entwicklungsschritte und Entscheidungen. In dieser Zeit, in der Jugendliche nach Autonomie streben, werden Autoritäten zunehmend hinterfragt und das Gefühl nach Zusammengehörigkeit unter Gleichaltrigen gewinnt an Bedeutung. Es zeigt sich, dass auch die Risikobereitschaft und Experimentierfreudigkeit steigen. So erstaunt es nicht, dass viele Jugendliche in diesem Lebensabschnitt ihre ersten Erfahrungen mit psychoaktiven Substanzen wie Alkohol und Nikotin machen oder zum ersten Mal, auch unfreiwillig, in Berührung mit sexualisierten Inhalten oder Glücksspielen im Internet kommen. Ebenso gewinnt das Erscheinungsbild der Jugendlichen an Wichtigkeit, und ausgedehnte Shoppingtouren, um dem aktuellen Trend zu entsprechen, sind keine Seltenheit – auch wenn diese das meist geringe Budget deutlich übersteigen.

Es ist daher von zentraler Bedeutung, dass Konsumkompetenzen und Risikobewusstsein im Umgang mit psychoaktiven Substanzen und suchtartigen Verhaltensweisen bereits in der Jugend erlernt werden und der «Rausch» nicht zum erstrebenswerten Verhalten wird. Denn ein regelmässiger Konsum stellt die Jugendlichen nicht nur vor weitere emotionale Herausforderungen. Er kann zusätzlich ihrer sozialen, psychischen und physischen Entwicklung schaden. Auch der Umgang mit Gruppendruck und die Abwägung, wo man dazugehören möchte, sind Aspekte, mit denen sich Jugendliche in ihrer Entwicklung beschäftigen müssen. So erfolgt der erste Konsum nicht selten unbedacht, ungeplant und unter sozialem Druck. Unterstützt werden Jugendliche auf ihrem Weg zur «Reflexion», abgesehen von Eltern und Bezugspersonen, durch zahlreiche Angebote, wie etwa dem Beratungsangebot der Schulsozialarbeit, Angeboten der Jugendarbeit oder der präventiven Arbeit der Jugend- und Präventionspolizei.

Doch wie unterscheidet sich das Konsumverhalten von heutigen Jugendlichen zu dem früherer Generationen? Welche Trends sind feststellbar? Welche Rolle spielen die Mediennutzung und die Verfügbarkeit von Substanzen? Die diesjährige Ausgabe des Magazins ausgesucht.bs «Zwischen Rausch und Reflexion» geht auf die Thematik Jugend und Konsum ein. Es zeigt auf, wie wichtig es ist, den Jugendlichen verständnisvoll zu begegnen und sie beim Erlernen der Lebenskompetenzen zu fördern – ohne sie zu ermahnen oder zu verurteilen. Ebenfalls veranschaulicht das Magazin die unterschiedlichen Hilfs- und Unterstützungsangebote, die den Jugendlichen in dieser Hinsicht offenstehen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.



Regierungsrat Dr. Lukas Engelberger
Vorsteher des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt

Einführung

Nicht mehr Kind und noch nicht erwachsen! Jugendliche wollen experimentieren und das Leben geniessen. Sie hinterfragen bestehende Werte und wollen die Zukunft aktiv mitgestalten. In dieser turbulenten Lebensphase wird auch der Umgang mit Alkohol, anderen Substanzen und problematischen Verhaltensweisen wie exzessive Internetnutzung ein immer wichtigeres Thema. Um die Vielzahl von Entwicklungsfragen des Erwachsenwerdens bewältigen zu können, braucht es Begleitung und Unterstützung in den Settings Familie, Freunde, Schule, Arbeit und Freizeit.



In der vorliegenden Ausgabe des Magazins «ausgesucht.bs» mit dem Titel «Zwischen Rausch und Reflexion» werden diverse Aspekte der Adoleszenz beleuchtet, die Substanzkonsum oder exzessive Verhaltensweisen betreffen. So widmet sich der Artikel «Mischkonsum unter Jugendlichen» einem heute verbreiteten Phänomen. Er beleuchtet Motive und Risikofaktoren für den Mischkonsum und zeigt den Bedarf an gezielten Präventions- und Frühinterventionsmassnahmen sowie ambulanten und stationären Behandlungsangeboten.

Dass Drug Checking kein Freipass für Konsum, sondern ein pädagogisch und gesundheitlich wertvolles Angebot ist, wird im Beitrag «Risikobewusstsein und Drug Checking bei Jugendlichen – zwischen Schutz und Selbstbestimmung» aufgezeigt. Auch das Interview mit einem Eventmanager zeigt, dass Substanzkonsum längst in der Clubszene angekommen ist und welche Rolle die Veranstalter sowohl in der Prävention als auch in der Schadensminderung übernehmen können.

Am Beispiel von Laurins Geschichte in «Mad, Bad & Addicted» wird beispielhaft ein Einblick in die Jugendforensik gegeben. Dabei wird deutlich, dass nicht die Strafe im Fokus steht, sondern wie mit professionellem Optimismus individuelle Wege zur Veränderung mit den psychisch belasteten Jugendlichen gefunden werden können. Ebenfalls «Zwischen Prävention und Repression» liegt der Alltag der Jugendpolizei. Dieser zeigt auf, dass die Arbeitsweise der Jugendpolizei Vertrauen und Verständnis schafft und damit Parallelen zur elterlichen Erziehung hat.

Die beiden Artikel «Pay to Play: der Sog der digitalen Game-Welt» und «Förderung der Medienkompetenzen – von Anfang an» beleuchten Chancen und Risiken von Mediennutzung bzw. die Verschmelzung von Spiel und Kommerz. Beide Autorenschaften erwähnen dabei die Wichtigkeit von Information und Sensibilisierung – nicht nur bei den Jugendlichen, sondern auch bei Eltern, Lehrpersonen und Fachstellen. Eine dieser Fachstellen stellt ihre Arbeit im letzten Artikel des Magazins vor: «Schulsozialarbeit zwischen Aufklärung, Beratung und Prävention».

Ich wünsche Ihnen ein vergnügliches Lesen, mit der einen oder anderen Erinnerung an Ihre eigene Jugendzeit, in der Sie Ihre Lebenskompetenzen massgeblich gestärkt haben.



Regine Steinauer, Leiterin Abteilung Sucht,
Gesundheitsdepartement Basel-Stadt

Mischkonsum unter Jugendlichen

Neugierde, sozialer Druck, Problembewältigung oder Selbstmedikation als Motive für den Konsum mehrerer Substanzen



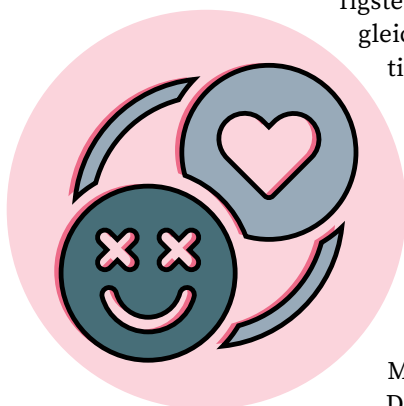
Die Jugendzeit ist eine Phase tiefgreifender Gehirnumbauprozesse und vielfältiger Entwicklungsaufgaben wie Identitätsbildung, Selbstständigkeit, Aufbau intimer Beziehungen und sozialer Kompetenzen. Jugendliche streben nach Autonomie, sind neugierig und experimentierfreudig, was sie zu neuen Erfahrungen und Selbstentdeckung führt. Gleichzeitig gehen sie häufig Risiken ein, die ihre körperliche, psychische und soziale Gesundheit gefährden, etwa bei Mutproben, durch riskantes Verhalten im Strassenverkehr, beim Sex oder Substanzkonsum. Meist fällt der Konsumbeginn psychoaktiver Substanzen in diese Zeitspanne, in der die Konsumhäufigkeit und -menge oft auch ihren Gipfel erreichen.

Der Substanzkonsum in dieser Lebensphase kann grosse Risiken bergen, da der jugendliche gegenüber dem ausgewachsenen Körper empfindlicher reagiert und ein früher Beginn und ein früher Hochkonsum das Risiko für

einen problematischen Substanzkonsum erhöht. Dabei gilt es zu betonen, dass die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen – abgesehen von Koffein, Alkohol, Tabak und Cannabis – keine psychoaktiven Substanzen konsumiert. Bei denjenigen, die Konsumerfahrungen haben, bleibt es zudem oft beim Probierkonsum, der ein oder wenige Male stattfindet. Das Vorhandensein persönlicher Kompetenzen wie Selbstwirksamkeit und soziale Fertigkeiten, Lebenszufriedenheit, positive Zukunftserwartungen, soziale Unterstützung durch Familie und Freunde oder gesellschaftliche Teilhabe spielen dabei eine protektive Rolle.

Verbreitung des Mischkonsums unter Jugendlichen

Ein besonderes Phänomen stellt der sogenannte Mischkonsum dar. Bei diesem werden mehrere psychoaktive Substanzen gleichzeitig oder zeitnah miteinander konsumiert. Diese Konsum-



form ist besonders riskant, da die Wechselwirkungen zwischen den Substanzen unvorhersehbar sind und schwere gesundheitliche Folgen haben können. Diese variieren nach konsumierten Substanzen, wobei auch Konsummuster und bisherige Erfahrungen mit den Substanzen relevant sind. Generell erhöht jeglicher Substanzkonsum, der über den Probierkonsum hinausgeht, das Risiko, eine Substanzkonsumstörung zu entwickeln. Zudem nehmen durch den Substanzkonsum das Risikoverhalten (Unfälle, Überdosen) sowie selbstverletzendes und suizidales Verhalten zu.

Obwohl der Mischkonsum kein neues Phänomen darstellt, ist unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Schweiz laut verschiedenen Quellen seit einigen Jahren eine Zunahme zu beobachten. Mischkonsum umfasst die Kombination von Alkohol mit nicht-verschriebenen Beruhigungs- oder Schmerzmitteln und anderen psychoaktiven Substanzen. Die Datenlage

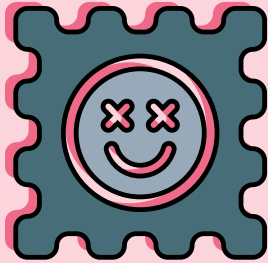
ist allerdings noch zu wenig genau, um daraus klare Trends ableiten oder fundierte Schlüsse ziehen zu können. Das Phänomen dürfte aber tendenziell eher unter- als überschätzt werden. In einer Studie des Instituts für Sucht und Gesundheitsforschung gaben etwa 50 % der befragten 14- bis 20-Jährigen an, bei ihrem häufigsten Mischkonsum mehr als zwei Substanzen gleichzeitig kombiniert zu haben. Laut der nationalen Health Behaviour in School-aged Children-Studie von 2022 hatten 8,8 % der 15-jährigen Mädchen und 5,1 % der Jungen schon mindestens einmal Alkohol mit Medikamenten gemischt. Dabei wurden insbesondere Kombinationen von Alkohol mit Benzodiazepinen (z. B. Temesta®, Xanax®), codeinhaltigen Hustenmitteln oder anderen opioidhaltigen Medikamenten konsumiert.

Die Kombination von mehreren Substanzen kann unmittelbar und langfristig schwer abschätzbare gesundheitliche und psychosoziale Folgen haben, mitunter endet sie tödlich. In der Schweiz sind laut einer Umfrage des Schweizer Fernsehen bei den Kantonspolizeien seit 2018 mindestens 35 Todesfälle von jungen Menschen bekannt geworden, die auf einen Mischkonsum zurückzuführen waren. Dabei ist die Spannweite der Substanzen, die Jugendliche kombinieren, gross. Neben Alkohol, Cannabis und Nikotinprodukten reicht diese über Benzodiazepine, codein- und dextromethorphanhaltige Hustenpräparate, opioidhaltige Medikamente, Ecstasy, Kokaïn, Amphetamin, Methylnphenidat bis zu Ketamin, GBL und LSD. Unter jüngeren Konsumierenden sind Alkohol und Cannabis die verbreitetste Kombination, auch sie birgt bereits gesundheitliche Risiken, z. B. in Form von Unfällen und psychiatrischen Notfällen.

Motive für Mischkonsum

Viele Jugendliche sind sich der Risiken des Mischkonsums nicht bewusst. Oft erfolgt der Konsum unbedacht, und die Jugendlichen sind über die möglichen Gefahren nicht ausreichend informiert. Die Motive für den Substanzkonsum sind vielfältig und reichen von Neugierde und Experimentierdrang, grenzüberschreitenden Erfahrungen, Vergnügen, Spass, sozialer Zugehörigkeit, sozialem Druck und Angst vor Ablehnung, Langeweile bis hin zu Selbstregulation, Problembewältigung und Selbstmedikation.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht versuchen viele Jugendliche mit dem Substanzkonsum zur Lösung der für diese Lebensphase typischen Entwicklungsaufgaben beizutragen.



Der Substanzkonsum demonstriert Autonomie, einen eigenen Lebensstil und unterstützt damit die Ablösung vom Elternhaus. Weiter dient er der vermeintlichen Lösung zwischenmenschlicher Aufgaben, wie dem Etablieren oder Sichern eines hohen Status in der Peergruppe. Mit dem Übergang zum Erwachsenenalter verliert der Substanzkonsum in der Regel diese Funktionen. Wenn keine psychischen und sozialen Beeinträchtigungen diesen Entwicklungsschritt behindern, und relevante Schutzfaktoren wirken, werden Erwachsenenrollen übernommen und der Substanzkonsum wird unwichtiger.

Risikofaktoren für Mischkonsum

Es ist davon auszugehen, dass sich die Risikofaktoren für die Entwicklung eines Mischkonsums bei Jugendlichen nicht von jenen unterscheiden, die zur Entwicklung eines problematischen Gebrauchsmusters einzelner Substanzen beitragen. Problematische Konsummuster entwickeln sich bevorzugt bei vorhandener Vulnerabilität und ungünstiger Konstellation von Risiko- und Schutzfaktoren, wobei eine erwünschte Substanzwirkung den problematischen Konsum verstärkt.

Jugendliche mit problematischem Substanzkonsum offenbaren sehr oft eine schwierige Lebensgeschichte mit belastenden Lebensereignissen wie Missbrauch oder Vernachlässigung, emotionalen Dysfunktionen und vorbestehende psychische Störungen. Als weitere gesicherte Risikofaktoren für die Entwicklung eines problematischen Substanzkonsums gelten neben genetischen Faktoren unter anderem ein frühes Einstiegsalter, männliches Geschlecht, anhaltende elterliche Konflikte, Substanzgebrauch in der Peergruppe, elterliche Psychopathologie, familiäre Vorgeschichte bezüglich Substanzkonsumproblemen, niedriges elterliches Bildungsniveau, tiefer sozioökonomischer Status und schulische Probleme. Bei Jugendli-

chen mit einer komplexen Problemlage liegen zudem oft instabile oder zerrüttete Familienverhältnisse sowie fehlende Aufsicht und Verantwortungsübernahme der Eltern vor. Der Substanzkonsum scheint Jugendlichen häufig als Coping-Strategie zu dienen, um emotionale und soziale Probleme zu bewältigen oder dem «Alltag» zu entfliehen. Nach klinischer Erfahrung sind bei schwerbelasteten Jugendlichen neben dem Konsum von Alkohol und Cannabis oft Benzodiazepine, Opioide und/oder Ketamin mit im Spiel.

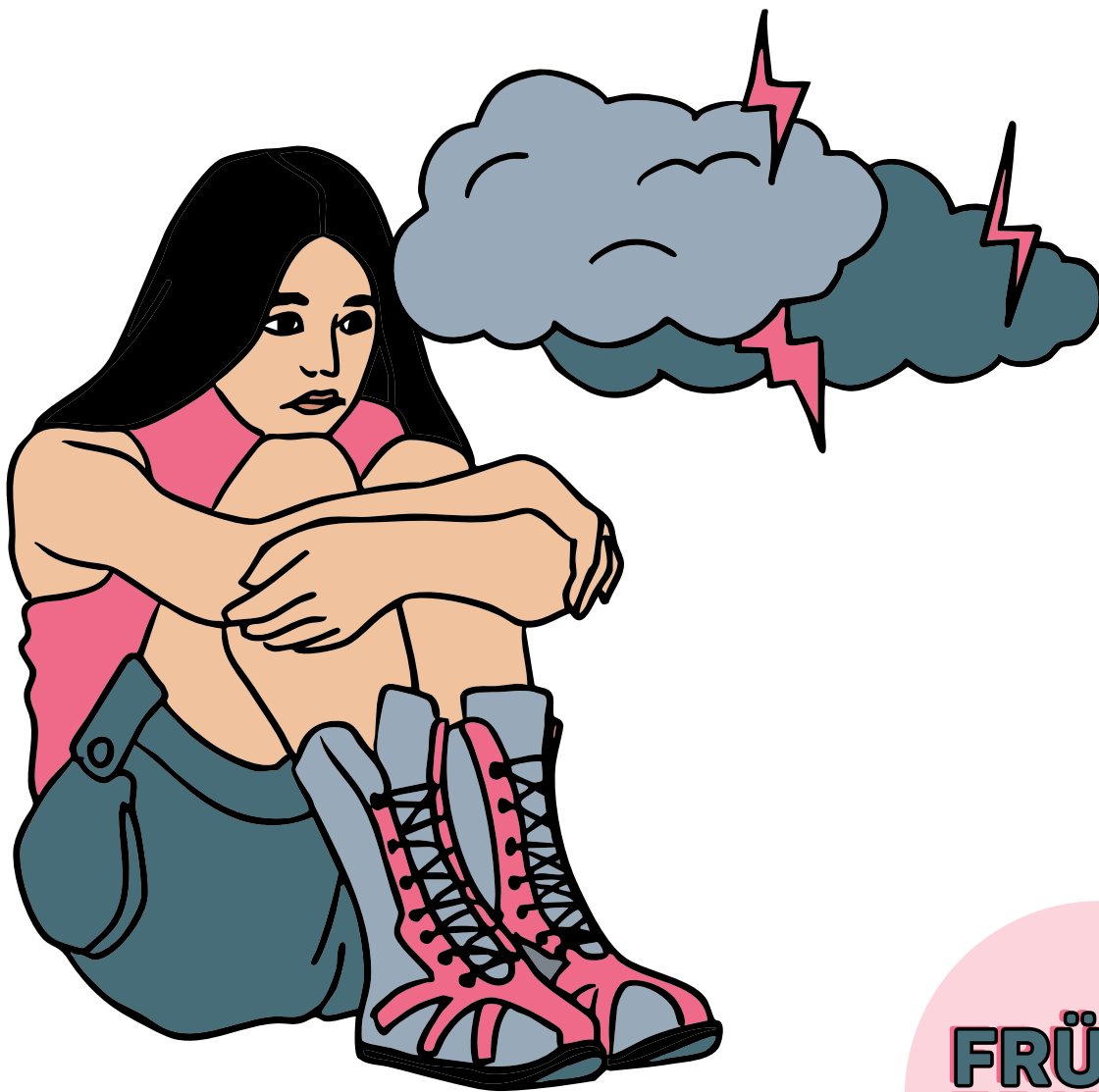
Mischkonsum und psychische Komorbidität

Psychische Erkrankungen sind bei Jugendlichen mit problematischem Substanzkonsum häufig und gehen dem Konsum oft voraus. Unter Jugendlichen mit einer Substanzkonsumstörung findet sich je nach Studie bei 61–88 % mindestens eine psychische Störung. Gegenüber Gleichalterigen ohne Substanzkonsumstörung weisen sie ein fünf- bis sechsfach höheres Risiko für eine psychische Erkrankung auf. Besonders häufig



ist der Mischkonsum denn auch unter Jugendlichen mit psychischen Komorbiditäten (v.a. hyperkinetische Störung, hyperkinetische Störung des Sozialverhaltens, depressive und Angsterkrankungen, Persönlichkeitsentwicklungs- und Traumafolgestörungen). Psychische Komorbidität und Substanzkonsum beeinflussen sich dabei gegenseitig negativ: Psychische Störungen erhöhen das Risiko für ein problematisches Substanzkonsummuster, während der Substanzkonsum den Verlauf und die Prognose der psychischen Störung verschlechtert.

Bei Jugendlichen, die sich wegen ihres Substanzkonsums in Behandlung begeben, werden hohe Raten von Überdosierungsereignissen beobachtet. Diese sind mit einer komplexeren Substanzkonsumstörung und einer höheren psychischen Komorbidität assoziiert. Das gemeinsame Auftreten von psychischer Komorbidität und problematischem Substanzkonsum wird auch mit einem höheren Risiko für Suizidgedanken, Suizidversuchen und abgeschlossenen Suiziden in Verbindung gebracht. Hierbei können sich Suizidalität, «passive» Todeswünsche, Lebensüberdruß oder «Es ist egal»-Einstellungen vermischen, wodurch diese oft schwer auseinanderzuhalten sind.



Früherkennung und Frühintervention bei problematischem Substanzkonsum

Jugendliche mit problematischen Substanzkonsummustern werden vom Hilfesystem meist spät erreicht. Spezialisierte Hilfeangebote nehmen sie häufig erst nach Jahren des Substanzkonsums in Anspruch, wenn sich das problematische Konsummuster bereits verfestigt hat. Frühzeitige gezielte Interventionen können die Veränderung des riskanten Konsumverhaltens mit verhältnismässig geringem Aufwand und hohem Nutzen fördern. Bisher mangelt es aber an spezifischer Adressierung von Jugendlichen mit schadensmindernden Informationen und schadensmindernden Angeboten für besonders gefährdete Jugendliche.

Die Wirksamkeit suchtspezifischer Kurzinterventionen in der primärmedizinischen Versorgung ist bezüglich ihrer Durchführung in der allgemeinärztlichen Praxis für Erwachsene gut belegt. Bedingt gilt dies auch für die Grundversorgung Jugendlicher. Obwohl suchtspezifische Frühinterventionen nicht zu den Kernkompetenzen ärztlicher Grundversorger

zählen, macht es Sinn, den Substanzkonsum bei Konsultationen in der pädiatrischen oder hausärztlichen Praxis periodisch anzusprechen. Bei riskantem Konsum können bereits einmalige Kurzinterventionen mit Hinweisen auf Risiken und Empfehlung zur Konsumreduktion hilfreich sein. Wenn der Anlass der Konsultation mit dem Substanzkonsum verbunden ist (z.B. nach Unfall, Intoxikation), sollte dieser unbedingt angesprochen werden und bei Bedarf eine Zuweisung zu einer Suchtfachstelle oder einem suchtmmedizinischen Angebot erfolgen. Für die Früherkennung ist die Diagnostik nach DSM-5 bzw. ICD-11 empfohlen. Dies erlaubt die frühe Identifizierung einer Substanzkonsumstörung nach DSM-5 bzw. eines einmaligen schädlichen Gebrauchs nach ICD-11. Zudem sollte das Augenmerk auch bereits auf mögliche psychische Komorbiditäten gelegt werden.



FRÜHERKENNUNG

RÜCK- SCHRITTE GEHÖREN DAZU

Suchtmedizinische Angebote für Jugendliche

Es gibt zahlreiche Frühinterventionsprojekte und Beratungsstellen, die sich an Jugendliche richten. Allerdings fehlen vielerorts leicht zugängliche suchtmedizinische Angebote, was insbesondere für die stationäre Behandlung gilt. Daher landen Jugendliche mit einem problematischen Substanzkonsum häufig in der Erwachsenenpsychiatrie, wo weder die therapeutischen Konzepte noch die Rahmenbedingungen auf den Entwicklungsstand und die Bedürfnisse von Jugendlichen zugeschnitten sind. Dies gilt insbesondere für Jugendliche mit einem Mischkonsum. Auch das Setting der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist unzureichend geeignet, um diese Jugendlichen angemessen zu behandeln. Hier fehlt es meist an qualifiziertem Wissen und der Fachkompetenz. Zudem überfordern die kategorische Abstinenzvorgabe bezüglich des Substanzkonsums und das stark regulierte Setting die meisten Jugendlichen mit einem Mischkonsum.

Empfohlene Behandlungsgrundsätze

Für Jugendliche mit riskantem Konsum und psychischen Komorbiditäten sind multimodale, integrierte Behandlungsansätze, die den Substanzkonsum und die psychischen Störungen gleichzeitig adressieren, essenziell. Optimal erfolgt die Behandlung schnellstmöglich in einem ambulanten, interdisziplinären Setting mit anfänglich mehrmaligen Terminen pro Woche. Dadurch kann rasch eine vertrauensvolle, tragfähige therapeutische Beziehung, die den Jugendlichen das Erleben positiver Beziehungserfahrungen ermöglicht, etabliert werden. Zu Therapiebeginn sollten für stark gefährdete Jugendliche die Sicherstellung des Überlebens und die Erhaltung der gesundheitlichen Integrität als prioritäre Ziele gelten.

Entsprechend wichtig ist anfänglich die gezielte Psychoedukation in Richtung Schadensminderung bzw. Safer-Use. Bei Jugendlichen mit schweren Substanzkonsumstörungen und komplexer Komorbiditätslage kann zu ihrem Schutz auch eine stationäre Behandlung notwendig werden.

Allgemein bedarf es in der Therapie einer dauerhaften unterstützenden und geduldig motivierenden Vorgehensweise. Motivationsarbeit ist angesichts störungsbezogener Adhärenz-Probleme in jeder Phase der Behandlung von zentraler Bedeutung. Die Therapieplanung sollte in jedem Fall langfristig angelegt sein, mit Rückfällen und vermeintlichen «Rückschritten» jeder Art ist immer zu rechnen; und auch gleichsam kleine Fortschritte des Patienten, der Patientin gilt es zu würdigen. Die Motivationsarbeit sollte neben dem problematischen Substanzkonsum auch immer die gesamte Krankheits- und Lebenssituation der Jugendlichen sowie deren Ressourcen miteinbeziehen. Als besonders geeignet hierfür haben sich die Prinzipien und Techniken der motivierenden Gesprächsführung erwiesen.

Empfohlene Behandlungsansätze

Je nach Art und Schweregrad der Substanzkonsumstörung sowie den individuellen Bedürfnissen und Charakteristika der Jugendlichen variiert die Wahl der therapeutischen Interventionen und Angebote. Eine passende,

auf die jeweiligen Bedürfnisse und Gegebenheiten des Individuums abgestimmte Behandlung ist entscheidend für den Erfolg der Therapie. Für die Behandlung gibt es zahlreiche wirksame Ansätze. Zu diesen zählen neben der motivierenden Gesprächsführung vor allem kognitiv-behaviorale Methoden und familientherapeutische Verfahren sowie pharmakologische Wirkstoffe (z.B. Buprenorphin, Nikotinersatzpräparate). Wirksame Pharmakotherapien sind jedoch nicht für jede Substanzstörung vorhanden (z.B. Cannabis, Kokain) und stellen nur einen Teil des gesamten Behandlungsangebotes dar. Der Einsatz von Psychopharmaka bei Jugendlichen wird zudem kontrovers diskutiert.

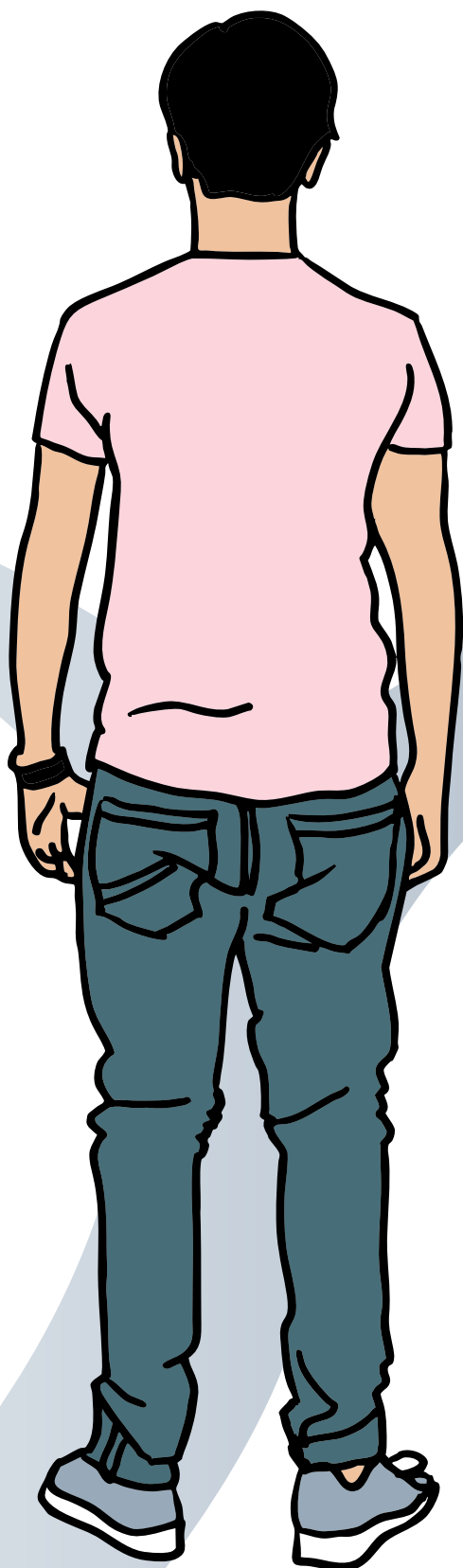
Psychotherapeutische Verfahren gelten für die Behandlung von problematischem Substanzkonsum bei Jugendlichen als Therapie



SAFER- USE

der ersten Wahl. Meist umfassen sie individuell angepasst und phasenabhängig unterschiedliche Komponenten wie Motivationsförderung, Verhaltensanalyse, Unterstützung bei Verhaltensveränderungen (z.B. durch Information, Beratung, Fertigkeitstraining), Stabilisierung

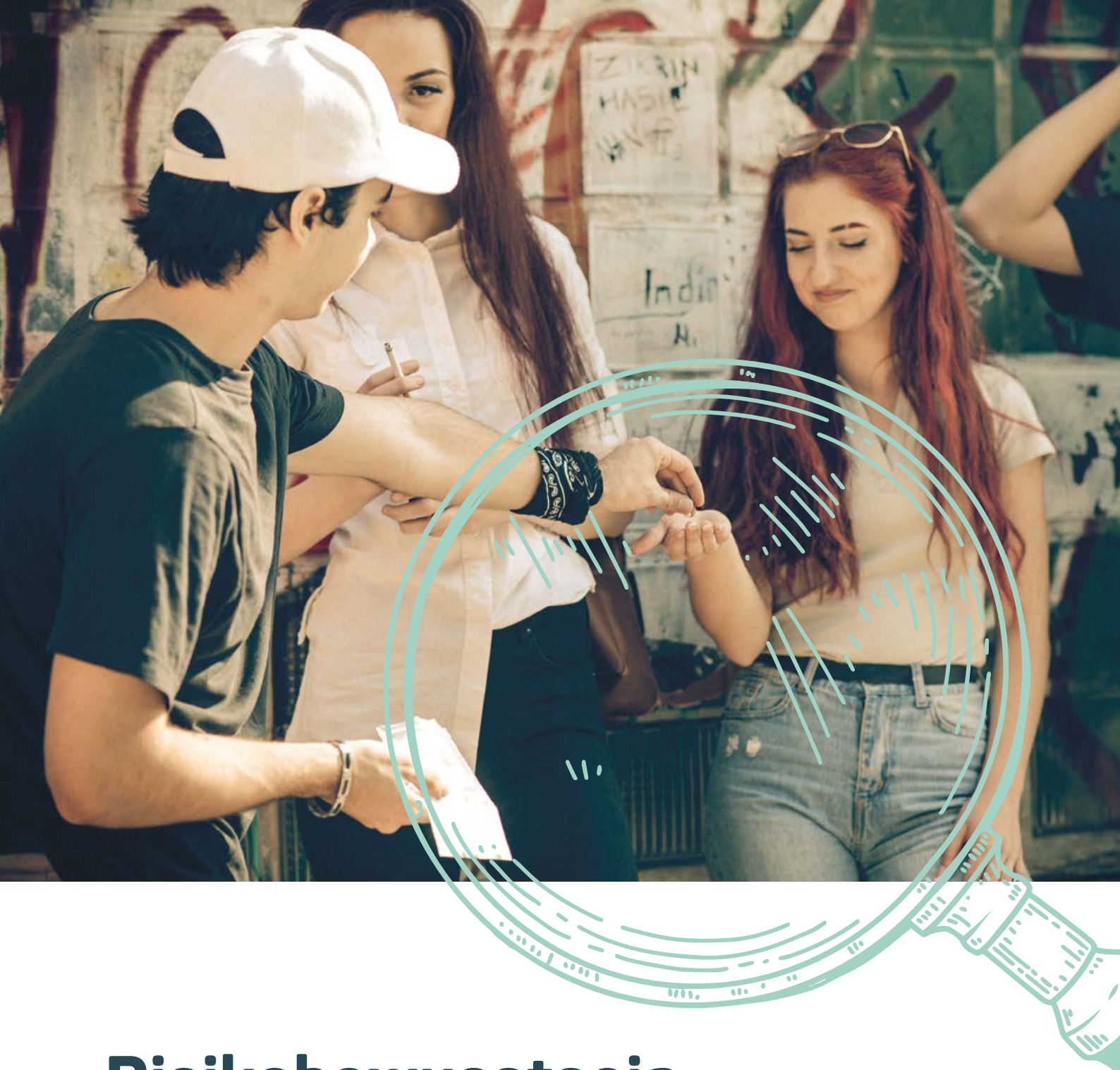
des Erreichten und Rückfallprävention. Als besonders wirksam hat sich bei jüngeren Jugendlichen der Einsatz von familientherapeutischen Verfahren, insbesondere die multidimensionale Familientherapie und die multisystemische Therapie, erwiesen. Letztere verbinden als niederschwellige, aufsuchende und hochfrequente Angebote Case Management und lebensweltorientierte Hilfen mit evidenzbasierten Psychotherapieangeboten. Diese familienbasierten Angebote sind in der Schweiz bislang nur sehr begrenzt verfügbar. In jedem Fall ist der Einbezug der Familie und anderen wichtigen Schlüsselpersonen (z.B. Lehrerin, Arbeitgeber) in die Behandlung anzustreben und die Austritts- und Nachsorgeplanung frühzeitig anzugehen.



Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Mischkonsum unter Jugendlichen in der Schweiz zunimmt und ein ernstzunehmendes Gesundheitsrisiko darstellt. Es ist wichtig, dass Eltern, Schulen und Fachstellen gemeinsam an Lösungen arbeiten, um Jugendlichen einen sicheren Umgang mit psychoaktiven Substanzen zu ermöglichen. Es besteht dringender Bedarf an gezielten Präventions- und Frühinterventionsmassnahmen. Dazu zählen neben der zielgruppenadäquaten Information die frühzeitige Identifikation durch Früherkennungsmassnahmen und der Ausbau von qualifizierten ambulanten und stationären Hilfsangeboten für gefährdete und bereits erkrankte Jugendliche. Frühzeitige Behandlungen können den Verlauf von problematischem Substanzkonsum und zusätzlich bestehender psychischer Störungen günstig beeinflussen.

Dr. phil. Kenneth Dürsteler, leitender Psychologe
Suchtambulatorium, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel



Risikobewusstsein und Drug Checking bei Jugendlichen – zwischen Schutz und Selbstbestimmung





Fehlinformationen sind im Umgang mit psychoaktiven Substanzen weit verbreitet. Der Fokus der Information sollte darauf liegen, Wissen zu vermitteln, Kompetenzen zu fördern und eine vertrauensvolle Begleitung anzubieten.

Alkohol, Cannabis, Zigaretten – der Substanzkonsum beginnt bei vielen Jugendlichen früh. Laut einer repräsentativen Studie aus dem Jahr 2021 haben 81,4 % der 15- bis 19-Jährigen in der Schweiz bereits Alkohol konsumiert, 38,8 % Zigaretten, 34,4 % E-Zigaretten und 25,9 % Cannabis (vgl. Frey & Friemel 2021). Auch wenn regionale Zahlen fehlen, dürften die Basler Jugendlichen ähnliche Konsummuster zeigen.

In den letzten Jahren wurde auch der Konsum sedierender Mittel wie Codein, Xanax oder Valium unter Jugendlichen beobachtet. Fälle mit tödlichem Ausgang sorgten für mediale Aufmerksamkeit – und werfen Fragen zur Enttabuisierung verschreibungspflichtiger Medikamente auf. Die einfache Verfügbarkeit über soziale Netzwerke und Messenger-Dienste sowie die Glorifizierung in Popkultur und Musik tragen zusätzlich zur Normalisierung bei (vgl. Werse et al. 2023). Laut dem Schweizer Suchtpanorama 2024 haben 12 % der 15-Jährigen bereits Medikamente missbräuchlich oder in Kombination mit anderen Substanzen konsumiert. Besonders häufig ist die Kombination mit Alkohol: 5,1 % der Jungen und 8,8 % der Mädchen dieser Altersgruppe berichteten von entsprechenden Konsumerlebnissen (vgl. Suchtpanorama 2024).

Diese Dynamiken treffen auf eine entwicklungsbedingte Vulnerabilität: Jugendliche zeigen in bestimmten Situationen häufiger risiko-

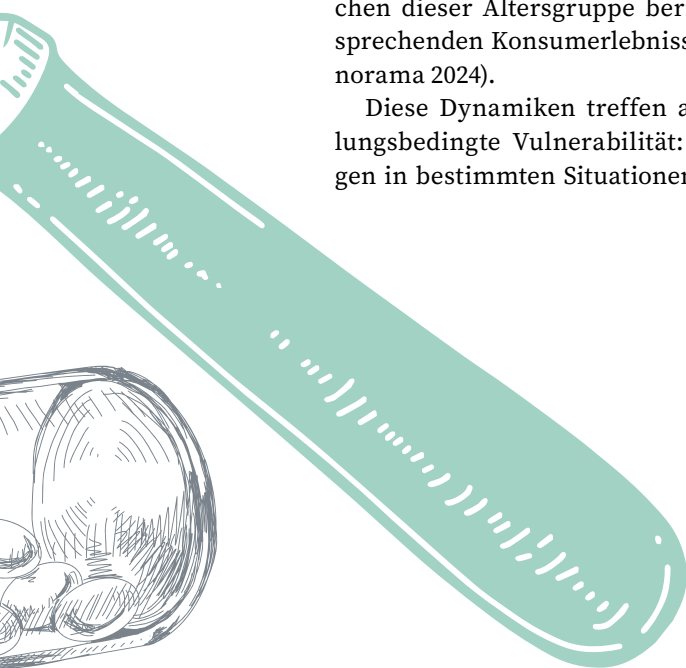
freudiges Verhalten. Dies lässt sich nicht eindeutig einer bestimmten Hirnregion zuordnen. Die aktuelle Forschung geht davon aus, dass komplexe psychische Fähigkeiten wie Impulskontrolle oder Entscheidungsfindung nicht isoliert in einzelnen Gehirnnarealen verortet sind. Vielmehr entstehen sie aus dynamischen Netzwerken, die sich durch Erfahrung, Kontext und Entwicklung stetig verändern. In der Adoleszenz sind bestimmte Netzwerke, die unter anderem an der Bewertung von Belohnungen beteiligt sind, besonders aktiv, während andere, die eine stärkere Selbstregulation ermöglichen, noch in Reifung begriffen sind. Dieses Zusammenspiel kann dazu führen, dass Jugendliche in emotional aufgeladenen Situationen eher impulsiv oder risikoaffin handeln – nicht aus mangelndem Wissen, sondern aus einer noch nicht vollständig integrierten Verarbeitung auf Netzwerkebene (vgl. Casey et al. 2008; Barrett 2017).

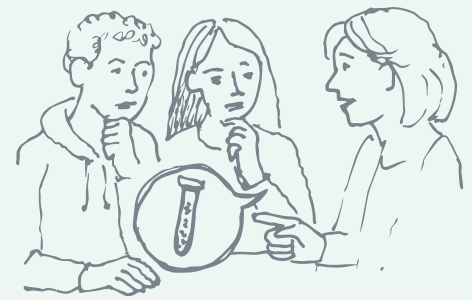
Mehr als Verbote: der integrative Ansatz der Drogenpolitik

Die Schweiz hat glücklicherweise früh erkannt, dass es mehr braucht als Repression allein – und verfolgt seit den 1990er-Jahren eine Vier-Säulen-Politik, die neben der Strafverfolgung auch Prävention, Schadensminderung und Therapie umfasst. Gerade dieser integrative Ansatz zeigt, dass Substanzkonsum nicht allein durch Verbote eingedämmt werden kann, da er durch die Verbote nicht verschwindet. Vielmehr braucht es ergänzend zu rechtlichen Rahmenbedingungen Strategien, die Jugendliche in ihrer Lebensrealität abholen, ihnen Wissen vermitteln und die Fähigkeit stärken, Risiken selbstbestimmt und reflektiert einzuschätzen.

Eine zentrale Rolle spielt dabei die Förderung von Risikokompetenz

Jugendliche können ein effektives Risikobewusstsein entwickeln, indem sie sowohl ihr Gefahrenbewusstsein als auch ihre Selbststeuerungsfähigkeit stärken. Die Beratungsstelle für Unfallverhütung (BFU) definiert Risikokompetenz als die Kombination dieser beiden Fähigkeiten.





Risikokompetenz = Gefahrenbewusstsein + Selbststeuerungsfähigkeit

Ein vorausschauendes Gefahrenbewusstsein ermöglicht es Jugendlichen, potenzielle Risiken frühzeitig zu erkennen und angemessen zu reagieren. Gleichzeitig hilft eine ausgeprägte Selbststeuerungsfähigkeit dabei, trotz innerer Impulse oder äußerem Druck, wie beispielsweise Gruppenzwang, sicherheitsorientierte Entscheidungen zu treffen. Diese Kompetenzen entwickeln sich durch gezielte Erfahrungen und Reflexionen, insbesondere in vertrauten Situationen, in denen Jugendliche lernen, Risiken realistisch einzuschätzen und verantwortungsvoll zu handeln (vgl. BFU 2023).

Genau hier setzt Drug Checking an

Die chemische Analyse dient oft als Türöffner, sie schafft einen niederschweligen Anreiz, um überhaupt ins Gespräch zu kommen. Kommen Jugendliche vorbei, entsteht ein wertfreier Raum, in dem sie ihren Konsum reflektieren und lernen können, Risiken besser einzuschätzen und eigenverantwortlich zu handeln. Die Analyse liefert dabei die Grundlage – im Zentrum steht jedoch die begleitende Beratung, die bei jeder Substanzabgabe stattfindet. Die Nutzenden erfahren nicht nur, was in der getesteten Substanz tatsächlich enthalten ist, sondern auch, wie sie unter Beachtung der Safer-Use-Regeln potenzielle Risiken minimieren können. So entsteht ein realistisches Bild von Konsum, fernab von Mythen, Halbwissen und Gruppendruck. Gerade solche Fehlinformationen sind im Umgang mit psychoaktiven Substanzen weit verbreitet, nicht nur bei Jugendlichen, sondern in allen Altersgruppen. Durch die Illegalität vieler Substanzen entstehen zahlreiche sogenannte «Urban Legends» (weit verbreitete, aber ungesicherte oder falsche Geschichten, die oft als Wahrheit weitererzählt werden), die verunsichern oder gefährliches Verhalten fördern.

Vertrauensvolle Begleitung statt Abschreckung

Für viele Menschen ist die Beratung beim Drug Checking oft die erste Situation, in der ihr Konsum nicht bewertet oder verurteilt wird, sondern ihm mit Offenheit und Interesse begegnet wird. Gleichzeitig reflektieren sie teilweise zum ersten Mal ihren eigenen Konsum, was bei vielen dazu führt, dass sie sich Gedanken über die Häufigkeit machen. Diese Begegnung schafft Vertrauen und ermöglicht Gespräche auf Augenhöhe ohne den moralischen Zeigefinger – eine wichtige Voraussetzung, damit sie sich öffnen und über ihre Erfahrungen sprechen können.

Genau diese Haltung ermöglicht es Jugendlichen, ihre Selbststeuerung zu stärken, Fragen zu stellen und individuelle Risiken besser einzuschätzen. Drug Checking ist damit kein Freipass für Konsum, sondern ein pädagogisch und gesundheitlich wertvolles Angebot, das Risikokompetenz fördert, wo sie am dringendsten gebraucht wird – im echten Leben junger Men-



schen. Um den Umgang mit Konsum nachhaltig zu verbessern, braucht es diese Haltung: Statt vor allem zu warnen oder versuchen zu verhindern, sollte der Fokus stärker darauf liegen, Wissen zu vermitteln, Kompetenzen zu fördern und sicherzustellen, dass junge Menschen die Unterstützung finden, die sie wirklich brauchen – dann, wenn sie bereit dafür sind. Eltern, die bei ihren Kindern Substanzen finden, dürfen sich ebenfalls gerne an uns wenden – vorausgesetzt, sie sind bereit, gemeinsam mit ihren Kindern zu kommen. Immer wieder erreichen uns Anfragen, ob Substanzen auch ohne Wissen der Jugendlichen abgegeben werden können.

Solche Angebote machen wir bewusst nicht – unser Ziel ist es, einen offenen Dialog zu fördern und Jugendliche aktiv in den Prozess einzubeziehen. Statt heimlich Substanzen vorbeizubringen, laden wir Eltern dazu ein, gemeinsam mit ihren Kindern zu kommen. Denn gerade wenn Jugendliche beim Konsum «erwischt» werden, fühlen sich viele Eltern überfordert – oft, weil ihnen Wissen über die Substanzen und der Umgang damit fehlt. Diese Unsicherheit erzeugt Angst, und Angst ist selten ein guter Ratgeber, wenn es darum geht, Jugendliche wirkungsvoll zu unterstützen. Ein gemeinsames Beratungsgespräch ermöglicht es, Fragen zu klären, Orientierung zu gewinnen und eine tragfähige Grundlage für den weiteren Umgang mit dem Thema zu entwickeln.

Jugendliche brauchen keine Abschreckung, sondern vertrauensvolle Begleitung auf dem Weg zu einem eigenen Umgang mit Risiken.

Drug Checking ist dabei nicht die Lösung aller Probleme, sondern ein Werkzeug im Baukasten moderner Schadensminderung. Entscheidend ist, dass ein solches Angebot auf Augenhöhe gestaltet wird – mit Offenheit, Transparenz und ethischer Sorgfalt.

Jill Zeugin, Sozialarbeiterin, Leiterin DIBS – Drogeninfo Basel, und Co-Leitung Safer Dance Basel
Beratungszentrum, Suchthilfe Region Basel

Drug Checking ist kein Freipass für Konsum, sondern ein pädagogisch und gesundheitlich wertvolles Angebot.

Zu diesen beiden Themen hat Jill Zeugin zwei Podcast Folgen aufgenommen, zum einen **Young.Cats**, in der es um Jugendliche und Medikamentenmischkonsum geht, und **Night.Cats**, in der es vertieft um das Drug Checking in der Schweiz geht.

Young.Cats



Night.Cats



Hier gehts zum Podcast **Broad.Cats**, zu hören überall, wo es Podcasts gibt:



Mad, Bad & Addicted

Laurins Geschichte zeigt, wie belastende Lebensumstände und psychische Erkrankungen Jugendliche in schwierige Bahnen lenken können – und wie die Jugendforensik Chancen für Entwicklung statt Verurteilung eröffnet.



Laurin leidet an ADHS (Aufmerksamkeits-Hyperaktivitätsstörung) und vermag, seit er denken kann, kaum länger als 20 Minuten still zu sitzen. Ganz schwierig wird es in der Schule, wenn ihn etwas nicht interessiert. Auch hat er kaum Kollegen; die Einen finden ihn zwar lustig, wollen aber nichts weiter mit ihm zu tun haben, die Andern finden ihn einfach nur anstrengend. Früher konnte er seine unermessliche Energie auf dem Fussballplatz beim Training des FC loswerden. Seit er aber älter ist, will ihn der Trainer nicht mehr dabeihaben, da er sehr unberechenbar und damit ein Risiko für den Verein geworden sei. Laurin empfindet sein Zuhause weder als schön noch ruhig. Der deutlich jüngere Halbbruder «nervt», die Mutter und der Stiefvater sind entweder mit sich selbst beschäftigt oder selten zuhause. Immer öfters ist Laurin abends noch lange draussen, mit Kollegen, die er auf der Strasse getroffen hat. Vor einiger Zeit hat er begonnen zu kiffen, dann kam Alkohol dazu und an seinem 15. Geburtstag hat er das erste Mal Kokain ausprobiert. Die Gruppe trifft sich meist abends zum Chillen und Konsumieren. Manchmal gibt es «Stress» mit anderen Jugendlichen; auch hat Laurin angefangen Geld zu stehlen und mit Drogen zu dealen. Die Jugendanwaltschaft ist auf ihn auf-

merksam geworden und hat eine Abklärung seiner Entwicklung und seines psychischen Zustands in der Jugendforensik angeordnet.

Einblick in die Jugendforensik

Die Geschichte von Laurin ist beispielhaft für Jugendliche, die in der Jugendforensik abgeklärt und behandelt werden. Ebenfalls beispielhaft ist die Vielzahl von ungünstigen Faktoren, die die kriminelle Entwicklung von Jugendlichen beeinflussen. In der Literatur ist der Einfluss von Substanzen auf delinquentes Verhalten und die ungünstigen Folgen, die alle Lebensbereiche betreffen, gut belegt. Der Anteil Jugendlicher, die stationär in der Jugendforensik in Basel behandelt werden, und gleichzeitig gegen das Betäubungsmittelgesetz (BetMG) verstossen, sowie Substanzen konsumieren, beläuft sich auf 42 %. Eine ADHS und Alkohol- und Substanzgebrauch sind in 34,5 % der jugendlichen Patientinnen und Patienten gleichzeitig vorhanden. Diese auffälligen Befunde stehen nicht nur in Übereinstimmung mit nationalen und internationalen Studien bei jugendlichen psychisch kranken Straftäterinnen und -tätern, sondern demonstrieren auch den Zusammenhang von problematischen Entwicklungen und ungünstigen sozialen Einflüs-



se in der Adoleszenz. Sie geben zudem Hinweise auf psychologische Phänomene, die in einer jugendforensischen Behandlung fokussiert werden.

Entwicklung verstehen statt verurteilen

Die Untersuchung der oben beschriebenen Personen zeigt, dass eine Mehrzahl der kriminellen und psychisch belasteten Jugendlichen bereits früh auffälliges Verhalten zeigt. Daraus lässt sich schliessen, dass kriminelles Verhalten (auch) durch ungünstige Entwicklungsverläufe gefördert wird. Hier muss jedoch unbedingt auf kriminologische Langzeituntersuchungen (Moffitt, 1993) hingewiesen werden. Diese belegen, dass es eine Anzahl Jugendlicher gibt, die

lediglich in ihren adoleszenten Jahren kriminelles Verhalten zeigen, jedoch als Erwachsene prosozial leben. Nur eine sehr kleine Anzahl Jugendlicher zeigt kontinuierliches kriminelles Verhalten, beginnend in der Kindheit und fortlaufend bis ins Erwachsenenalter hinein. Faktoren, die kriminelles Verhalten in der Entwicklungsphase der Adoleszenz beeinflussen, sind intensiv untersucht worden. So existieren unterschiedliche Modelle mit einer Vielzahl an beeinflussenden Faktoren: zum Beispiel biologische, genetische, persönlichkeitsbezogene, erzieherische und soziale Einflussfaktoren. Eine Metaanalyse (Basto-Pereira und Farrington, 2022) konnte kürzlich zeigen, dass familienbezogene Faktoren (erzieherischer Stil, fehlende Stabilität, Misshandlungen, etc.) mit einer sehr hohen Sicherheit kriminelles Verhalten im Jugendalter vorhersagen.

Ein grosses Spannungsfeld existiert zwischen den gesetzlichen Rahmenbedingungen und den repressiven gesellschaftlichen Regeln sowie dem individuellen Entwicklungsverlauf. Die grosse Schwierigkeit für die Behandelnden in der Jugendforensik besteht darin, dass der juristische und der gesellschaftspolitische Rahmen mit der nie linear verlaufenden Entwicklung eines Menschen in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Ungünstigerweise besteht eine grosse Schere zwischen Strafmündigkeit (im Schweizerischen Jugendstrafgesetz beginnt die Strafverfolgung mit dem 10. Geburtstag) und dem hinlänglich bekannten Wissen, dass sich das Gehirn bis weit in die späten Jahre der zweiten Lebensdekade entwickelt und somit der Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter fließend ist und lange andauert. Dies stellt eine grosse Herausforderung dar und erfordert ein zielführendes und entwicklungsförderndes Zusammenspiel zwischen den Fachgebieten der Psychiatrie, Psychologie und der Jurisprudenz.

Ein grosses Spannungsfeld existiert zwischen den gesetzlichen Rahmenbedingungen und den repressiven gesellschaftlichen Regeln sowie dem individuellen Entwicklungsverlauf. Die grosse Schwierigkeit für die Behandelnden in der Jugendforensik besteht darin, dass der juristische und der gesellschaftspolitische Rahmen mit der nie linear verlaufenden Entwicklung eines Menschen in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Ungünstigerweise besteht eine grosse Schere zwischen Strafmündigkeit (im Schweizerischen Jugendstrafgesetz beginnt die Strafverfolgung mit dem 10. Geburtstag) und dem hinlänglich bekannten Wissen, dass sich das Gehirn bis weit in die späten Jahre der zweiten Lebensdekade entwickelt und somit der Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter fließend ist und lange andauert. Dies stellt eine grosse Herausforderung dar und erfordert ein zielführendes und entwicklungsförderndes Zusammenspiel zwischen den Fachgebieten der Psychiatrie, Psychologie und der Jurisprudenz.

Entwicklung statt Etikettierung

In der Klinik für Forensik der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (UPK) werden jugendliche psychisch kranke Straftäterinnen und -täter seit 15 Jahren behandelt. Es existieren eine geschlossene stationäre Abteilung und



eine ambulante Abteilung, wo jugendliche Patientinnen und Patienten auf Zuweisung der Behörde (meist Jugendanwaltschaft oder Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde, KESB) abgeklärt, begutachtet und behandelt werden. Bei Laurin, dem eingangs erwähnten Jugendlichen, wurde im Rahmen der Abklärung die Diagnose einer ADHS bestätigt und zusätzlich ein schädlicher Gebrauch von mehreren Substanzen diagnostiziert (gemäss ICD-11, Diagnosesystem der WHO). Aufgrunddessen, dass er in den Gesprächen mit den Fachpersonen der Jugendforensik kaum Einsicht in seine kriminellen Verhaltensweisen zeigte und auch offen sagte, dass er auf keinen Fall aufhören wolle, weiterhin Substanzen zu konsumieren, wurde eine ambulante Psychotherapie angeordnet. Diese von der Jugendstrafrechtsbehörde angeordnete Behandlung soll die ADHS bearbeiten (störungsspezifische The-

rapie) und die Wahrscheinlichkeit für weitere Straftaten reduzieren (rückfallpräventive Therapie). In enger Zusammenarbeit mit den Fachpersonen der Jugendanwaltschaft wurde an einem runden Tisch die Mutter angehört, um zuhause notwendige Unterstützung zu liefern (z. B. durch sozialpädagogische Familienbegleitung). Schliesslich wurde auch die Schulleitung über die Gesamtsituation informiert mit dem Ziel, in der Schule eine angepasste Lernumgebung zu schaffen.

In der Jugendforensischen Ambulanz sowie auch auf der Station muss, schon aufgrund der Häufigkeit (siehe weiter oben), das Thema Substanzen und Konsum in die Behandlungsplanung integriert sein und prominent bearbeitet werden. Dabei ist eine solide Vertrauensbasis zwischen Therapeutin oder Therapeut und Patientin oder Patient unumgängliche Voraussetzung für die Zielerreichung. Die Ziele der von der Behörde angeordneten Intervention sind Thema in einer ersten Phase der Behandlung. Mittels unterschiedlicher Methoden (Selbsteinschätzung



ADHS

der Rückfallwahrscheinlichkeit, Edukation über Rückfallstatistik, Imagination, Einschätzung allgemeiner und individueller Risikofaktoren usw.) werden im gemeinsamen Gespräch die Motivation zur Zielerreichung ausgelotet und realistische Ziele definiert. Oftmals erfolgt eine Zielerreichung in kleinen Teilschritten, mit vielen Rückschritten und der oft schmerzlichen Erkenntnis für die Patientin oder den Patienten hinsichtlich der Notwendigkeit zusätzlicher Strategien, höherer Aufmerksamkeit und Intensivierung der Sitzungsfrequenz.

Individuelle Wege zur Veränderung

Im Verlauf der Therapie werden neben dem allfälligen Einsatz von Medikamenten, ungünstig beeinflussende Erfahrungen in der Entwicklung (Vernachlässigung, fehlende Unterstützung, etc.), dysfunktionale Glaubenssätze (z. B. «ich schaffe das sowieso nie») und eingeschliffene Handlungsabläufe (z. B. am Wochenende vor dem Ausgang Alkoholkonsum) immer wieder thematisiert. Soll die Behandlung jugendlicher Straftäterinnen oder -täter erfolgreich sein – und das heisst, dass Rückfallfreiheit und die Störungen nicht mehr bestehen – spielt die Orientierung an den Ressourcen der Patientin oder des Patienten sowie die Perspektive eines «guten Lebens» im Sinne des Good Lives Model (Ward, 2002) eine zentrale Rolle.

Der Aufbau einer Zukunftsperspektive, die mit nachhaltig gestärktem Selbstvertrauen und vor allem dem Gefühl der Selbstwirksamkeit erreicht werden kann, ist die beste Basis für eine prosoziale Entwicklung und positive (Re)Integration in die Gesellschaft. Dabei sind externe Faktoren (wie zum Beispiel ein wohlwollendes Umfeld oder finanzielle Unterstützung) ebenso wichtig wie eine professionelle Behandlung. Die einschlägige Literatur spricht dabei von sogenannten «turning points», also Lebensereignisse wie beispielsweise eine Liebesbeziehung mit einer prosozialen Partnerin oder einem prosozialen Partner oder das Erreichen der Volljährigkeit und die entsprechenden Rechte und Kompetenzen.

In der Jugendforensischen Ambulanz werden Jugendliche mit einer jugendstrafrechtlichen Massnahme behandelt. Die Behandlung mit Laurin gestaltete sich zu Beginn herausfordernd und schwierig; des Öfteren erschien er erst gar nicht oder entschuldigte sich mit fadenscheinigen Ausreden. Nachdem er, auch mit viel Überzeugungsarbeit und unter Einbezug der Mutter, einer Medikation zugestimmt hat-

te, und der Konsum von Cannabis und anderen Substanzen mittels Urinproben regelmässig kontrolliert wurde, zeichnete sich ein positiver Verlauf ab. Nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit und dem Antritt einer Lehrstelle mit einem äusserst offenen und informierten Lehrmeister, der klar, streng, aber immer fair mit Laurin umging, konnte sich Laurin auch von seinen ihn ungünstig beeinflussenden Kollegen distanzieren. Er konsumierte nur noch gelegentlich Cannabis und Alkohol in kleinen Mengen.

Die eine «richtige» Haltung gegenüber substanzkonsumierenden Jugendlichen existiert nicht. Obwohl die jugendstrafrechtlichen «Regeln» klar im Gesetz definiert sind, geht es bei der Behandlung jugendlicher psychisch auffälliger Straftäterinnen und -täter immer um eine individualisierte Herangehensweise in Absprache mit der oder dem Jugendlichen. Selbstverständlich werden auch in der Jugendforensik die Behandlungsrichtlinien (Psychoedukation, Schadensreduktion, wenn möglich Abstinenzorientierung, etc.) befolgt. Meist spielen jedoch weitere Variablen in einen Genesungsverlauf mit hinein, die, wie oben dargestellt, der Eigenart eines jeden Lebens unterliegen. Schliesslich findet Entwicklung nie linear, sondern stets in Stufen oder Schüben statt.

Das Schweizerische Jugendstrafrecht ist eines der besten Jugendstrafrechte der Welt, da es täterorientiert ist, also individuell auf den Jugendlichen fokussiert wird, und zudem der Schutz und die Erziehung des bzw. der Jugendlichen begleitend sind. Es wird nicht auf Strafen fokussiert. Fachpersonen, die mit kriminellen und psychisch belasteten Jugendlichen arbeiten, müssen offen sein und sehr flexibel bleiben sowie eine grosse Portion Geduld und Optimismus mitbringen. Dann sind gute Verläufe nicht nur möglich, sondern führen auch zu einem verantwortungsvollen und guten Leben im Erwachsenenalter.



Dr. Madleina Manetsch, leitende Ärztin
Jugendforensik, Klinik für Forensik, Universitäre Psychiatrische
Kliniken Basel



«Ich selbst konsumiere gar nichts. Mir ist wichtig zu zeigen: Es geht auch ohne.»

Interview mit Richard Hille, Eventmanager für den ehemaligen Club Borderline, Organisator bei Modul8 Veranstaltungsreihen (Techno), Cultura40, Student und Mitbegründer der Music Connection GmbH.

Richard Hille, welche Rolle spielt der Substanzkonsum aus Ihrer Sicht im Nachtleben?

Für mich als Person spielt er weniger eine Rolle, da ich nichts konsumiere. Generell bin ich auch gegen den Konsum und versuche mich dagegen einzusetzen, weil ich doch viel Schaden an Dritten durch den Konsum erlebe. Substanzkonsum war immer kontrovers und wird es immer sein. Auf der einen Seite sind Probleme damit verbunden. Als Eventmanager sorgt man sich um die Gäste, insbesondere gegen Ende der Veranstaltung hin. Auf der anderen Seite ist das Spannende das «Loslassen», diese Ekstase, mal «etwas Wilderes» zu tun und entspricht wohl einem tieferen menschlichen Bedürfnis. Der Konsum kann als Symptom davon verstanden werden. Für uns Partybetreiber ist es image-technisch schädlich. Generell ist die öffentliche Meinung zum Konsum schlecht, und wenn jemand «Technoparty» hört, denken viele erstmal an Kokain und Drogenkonsum.

Ich habe vielleicht eine kontroverse Meinung. Aber ich denke, sofern man sich im Griff hat, sehr selten, aber gezielt konsumiert, und diesen Konsum auch versteht, ist es nicht immer schlecht. Es kann für Leute bereichernd sein, was gerne übersehen wird. Es gibt viele Geschichten von Personen, die etwas erlebt haben, was sie sonst nicht hätten erleben können. Etwa wenn introvertierte Personen MDMA konsumieren, sich selbst dadurch besser kennenlernen konnten und positive Interaktionen erlebt haben, zum Beispiel wie offen Menschen sein können.

Welche Substanzen stellen Sie hauptsächlich fest?

Die Hauptsubstanzen sind Amphetamin, MDMA, Ketamin und natürlich auch Kokain, aber weniger als etwa Amphetamin. Das sind die vier, die ich immer sehe. Ansonsten alles Mögliche ausser Heroin. Prägend ist der Konsum durch die Nase, würde ich behaupten. Und auch Cannabis wird konsumiert.



«Die Leute wollen konsumieren – ob es den Club nun gibt oder nicht.»

Wie macht sich der Konsum bemerkbar?

Wir stellen Auswirkungen von Substanzkonsum aus betriebswirtschaftlicher Sicht fest. Der Pro-Kopf-Konsum an der Bar sinkt drastisch, wenn die Personen Substanzen konsumieren. Wenn die Gäste ihre Sachen selbst mitbringen, dann gehen sie auch nicht mehr an die Bar – ausser für Wasser. Wenn alle fünf Minuten nach Wasser gefragt wird, ist meistens Konsum damit verbunden. Sozial und physisch merkt man es an den Pupillen, dem Schweiß oder am Kiefermahlen. Manchmal reden die Leute sehr viel oder gehen auf Personen zu, platzen in Gruppen rein, was sie sonst nicht machen. Zeigen eine Art Hyperaktivität. Umgekehrt gibt es auch den kompletten Shutdown. Die betroffene Person liegt auf dem Sofa und schläft einfach bei superlauter Musik und blitzenden Lichtern. Das passiert kaum, wenn man nüchtern ist. Schlussendlich merkt man es auch an langen Wartezeiten fürs Klo und wenn vier, fünf Personen zusammen aufs Klo gehen.

Gibt es Unterschiede bei den Besuchenden/beim Publikum, wie etwa musikalische Präferenzen oder Settings, bei denen mehr Konsum festgestellt wird?

Ich würde behaupten, dass man den Unterschied bei der Wahl der Substanzen feststellt, aber nicht im generellen Konsum. Bei Reggae ist der Konsum von Kokain auch verbreitet. Oder es wird stattdessen viel mehr Alkohol konsumiert. Die Substanzen sind überall. Daher glaube ich, dass es ein grundlegendes Bedürfnis ist, und egal wo die Party stattfindet, es löst bei den Personen einen Drang nach Konsum aus. Wenn man einen Blick in die Vergangenheit wirft, bevor Techno gross wurde, war der Konsum bereits überall, etwa bei Woodstock 1969, oder früher schon in der Jazzbewegung, Kokain wie auch Alkohol. Heutzutage liegt der Fokus auf Techno, aber auch bei Rap, Hip-Hop, etc. wird konsumiert.

Ist im Nachtleben – Clubs und Bars – der Reiz zum Konsumieren besonders gross?

Ich denke schon, dass der Reiz im Nachtleben grösser ist. Es ist ein wenig wie ein Ritual. Der Nachtclub repräsentiert diesen «Private Space», in dem man mehr machen kann als sonst. Ich denke, das verführt viele zu diesem Freiheitsgefühl im Sinne von «ich kann jetzt mal loslassen», auch bei Festivals. Du bist dafür da, um zu tanzen, um abzuschalten und es ist reizüberflu-



tend mit der ganzen Musik und den Lichtern. Dann bist du in diesem Setting und ich würde sagen, das hat ein wenig diesen fördernden Effekt. Aber würde es das nicht geben, würden die Leute trotzdem konsumieren. Sie finden einen Weg, um zu konsumieren. In Basel sieht man das auf jeder unangemeldeten Party, die stattfindet. Die Leute wollen das einfach, ob es nun den Club gibt oder nicht. Während Corona hat man das überall beobachten können.

Worin sehen Sie die Verantwortung der Nachtclubs bei der Aufklärung, Prävention oder der Schadensminderung?

Bei Aufklärung sowieso. Mir ist es wichtig aufzuklären, weil wir junge Gäste haben. Ich war kürzlich im Kontakt mit dem Beratungszentrum der Suchthilfe Region Basel, um Materialien zu bestellen, die Safer-Use-Kits zum Beispiel und die Karten zu den verschiedenen Substanzen. Es betrifft vor allem junge Personen. Sie kennen den Substanzkonsum noch nicht, es ist neu, etwas Wildes. Die Partys sind 18 plus und mit 18 Jahren darfst du nun auch und du willst natürlich auch etwas ausprobieren. Mir ist einfach wichtig, diese Differenzierung zu zeigen: Hab deinen Spass. Aber, bevor dann aus ein paarmal Spass eine Sucht wird, oder et-

was Schlimmes geschieht, sei informiert. Das ist ganz wichtig. Ich selbst dachte, als ich 15 Jahre alt war, dass man von Gras nicht süchtig werden kann. Zehn Jahre später war ich süchtig und

jetzt bin ich, zum Glück, clean. Ich war diesbezüglich falsch aufgeklärt, wirklich viel falsche Information, irgendwelchen Unsinn, habe ich auch durchs Internet aufgenommen.

Ich selbst werbe stark dafür, dass man nicht konsumieren sollte. Wir schulen unsere Awareness-Teams und Security bezüglich Konsum und Prävention. Bei uns gehen nie fünf Leu-

te zusammen aufs Klo. Wenn du anfängst auf der Tanzfläche zu konsumieren, wirst du rausgeschmissen. Es gibt Massnahmen, damit es nicht ausartet. Inwiefern Prävention noch möglich ist, ist so eine Sache. Die Leute finden einen Weg zum Konsumieren, und je mehr du es verbietest, desto schlimmer, dreckiger und unorganisierter wird der Konsum. Heutzutage ist auch politisch die Richtung, die eingeschlagen wird, die folgende: Lieber damit arbeiten und dafür sorgen, dass richtig damit umgegangen wird, und man es in Schach hält. Ich glaube, das ist der richtige Weg: Aufklärung und Schadensminderung. Prävention ist, zumindest aus Sicht Eventmanager/Clubbetreiber, schon eine Art Kontrolle. Das bringt uns als Betrieb am Ende auch nichts, wenn alle von uns erzählen, dass man dorthin gehen, aber nichts konsumieren kann.

«Aufklärung und Schadensminderung – das ist der richtige Weg.»

Gibt es Ansätze zu einem dieser Bereiche, die generell akzeptiert werden, und solche, die auf Unbehagen stossen?

Ich glaube, generell wird die Initiative durch Clubbetreibende gerne gesehen und akzeptiert, etwa Awareness-Teams oder die Safer-Use-Kits. Vor allem weil sich die Gäste an der Veranstaltung dann auch sicherer fühlen. Weil sie wissen, es wird auf einen geachtet, der Gast steht im Fokus. Für die Kundenerfahrung, aus wirtschaftlicher Sicht, ist es schon auch ein Element. Was nicht akzeptiert wird, nun ja, da geht es wieder in Richtung Regulierungsmassnahmen. Massnahmen wie nicht zu fünft aufs Klo gehen zu dürfen oder wenn du drinnen nicht rauchen darfst. Finden viele nicht so cool. Jeder versteht, warum diese Massnahmen da sind. Klar gibt es mal gewisse Personen, die gerade betrunken sind, und irgendetwas Blödes sagen, weil es sie gerade stört. Das ist dann aber situativ. Im Grossen und Ganzen glaube ich, gibt es kein aktives Pushback dazu. Prävention und Aufklärung, das wird gerne gesehen, und tiefgründig versteht auch jeder, dass das wichtig und ein Teil davon ist. Wir sehen eine Bewegung, dass es sich im Nachtleben mehr in diese Richtung bewegt, also Richtung Aufklärung und Safer-Use. Ich beobachte, dass es sich vom Konsum her auch wesentlich stabilisiert hat:

«Der Konsum gehört dazu – entscheidend ist, wie wir damit umgehen.»

weniger Fälle von Überkonsum, von Leuten, die auch abgeholt werden müssen. Die Leute gehen damit bewusster um.

Welche Präventionsmassnahmen können von den Nachtclubs ergriffen bzw. gefördert werden?

Was sehr gut funktionieren würde, wäre, Prävention ein bisschen mehr in das eigene öffentliche Auftreten (etwa Social Media) mitzunehmen. Es auch selbst repräsentieren, insbesondere als Nachtclub, als Veranstalter, als die Leute mit dem Ansehen in dieser Kultur. Momentan geschieht Prävention eher noch an der Veranstaltung. Zum Beispiel könnte man zeigen, dass man mit der Suchtberatung zusammenarbeitet und das auch öffentlich präsentieren: «Club Borderline arbeitet jetzt mit der Suchtberatung: Es ist organisiert, es ist professionell, wir kümmern uns darum.» Ich selbst konsumiere gar nichts. Mir ist wichtig zu zeigen: Es geht auch ohne. Ich bin jedes Wochenende im Nachtleben und hab trotzdem meinen Spass. Ich glaube, das könnte man viel mehr fördern, das Öffentliche, was Marketing und Werbung angeht, wie etwa auf Instagram, Kollaborati-

onsposts mit dem Beratungszentrum. So was wäre cool für die jungen Leute, die da erst gerade reinkommen. Bevor sie an den Event gehen, sind alle auf Social Media und da würden sie direkt sehen, Konsumkompetenz wird thematisiert, darüber mache ich mir jetzt schon Gedanken, bevor ich in den Club gehe.

Auch bei Awareness ist noch viel Entwicklung möglich. Das steckt noch in den Kinderschuhen in meinen Augen. Es gibt Clubs, die gar keine Security mehr haben, nur noch Awareness-Teams. Da ist noch viel Potenzial vorhanden, auch bei uns. Wir haben erst vor Kurzem angefangen, es so zu gestalten, dass es auch wirklich etwas bringt. Das ist gar nicht so einfach, wie man denkt. Wie bringst du dem Awareness-Personal bei, auf wen sie zugehen sollen und wie sie mit den Gästen in so einer Situation kommunizieren oder erkennen, dass gerade etwas passiert? Das braucht einfach Zeit, um zu verstehen, wie solche Situationen ablaufen, und hierbei auch gute Protokolle und Vorgehensweisen einzubauen. Ich denke, das wird mit Erfahrungswerten immer besser. Es gibt organisierte Schulungen von Musikbüros, was schon auch



hilfreich ist. Und, es kommt auch auf die Art Club an: Im Jazzclub ist der Überblick einfacher als in einer Masse von tausend Menschen.

Wie hat sich die Verfügbarkeit von Drug-Checking-Angeboten auf das Nachtleben ausgewirkt?

Ich hatte noch nie ein Drug Checking an einem meiner Events. Das Problem ist, dass das Angebot wirklich limitiert zur Verfügung steht und die Veranstaltungen sehr spezifisch ausgewählt werden. Ich hatte noch keine Interaktion mit Drug Checking an irgendeiner Party, an der ich war. Ich kenne viele Besitzer und

Clubs, bin in vielen Clubs der Stadt unterwegs und habe davon noch nichts mitbekommen. Ich finde die Idee wirklich gut, aber es ist auf die Menge an Partys, die es gibt,

einfach ein Tropfen auf den heissen Stein. Das Angebot ist momentan viel zu klein, um einen Impact zu erzielen. Es ist schön für jene, die es kontrollieren lassen, und die es dann hoffentlich auch nicht nehmen, wenn es gestreckt ist oder so. Aber Auswirkungen auf das Nachtleben hat das keine. Ich glaube Massnahmen wie Awareness, Safer-Use-Kits, bewirken viel mehr als das Drug Checking. Es ist halt der Sache geschuldet, dass Drug Checking teuer und schwierig ist, viel mehr Aufwand benötigt, und die Personen, die es organisieren, die Ressourcen

nicht haben, um es in einem Ausmass zu betreiben, so dass es sich positiv auswirkt.

Sind Trends zum Substanzkonsum feststellbar, wenn die heutige Partyszene mit jener anderer Generationen verglichen wird oder von Partysetting zu Partysetting?

Ich habe mich viel mit dem Thema auseinandergesetzt. Man hört von älteren Generationen oft, dass es immer schlimmer wird, und ich stimme dem nicht zu. Der Drogenkonsum war schon immer da. Wir sind halt einfach mehr Menschen als je zuvor. Insbesondere in Regionen wie Basel, in denen die finanziellen Ressourcen da sind, wird auch öfters konsumiert.

Heute sehen wir vor allem, dass die Leute, die konsumieren, jünger werden. Drogen wie Amphetamin, Ketamin, Kokain, MDMA finden ihren Weg mittlerweile auch zu jüngeren Leuten um die 16 Jahre. Das ist etwas, worüber ich mir viele Sorgen und auch Vorwürfe gemacht habe. Ich habe 16-plus-Veranstaltungen organisiert und bin mittlerweile der Meinung, das geht nicht. Das kann ich mit mir selbst ethisch nicht verantworten. Es ist Kultur, es ist Musik und alles, aber mit 16 Jahren bist du zu jung, um mit Substanzen auf diese Art und Weise konfrontiert zu werden. Du verlierst zu schnell die Kontrolle. Das Schlimme ist, in diesem Alter ist man noch der Meinung, dass man die Kontrolle über sich selbst hat – und man hat sie halt einfach nicht. Du brauchst mehr Selbstreflexion, mehr Selbstsicherheit, vor allem im Umgang mit Gruppenzwang. Sich selbst ein wenig von der Gruppe abheben können: Wo mache ich mit, wo nicht? Mit 16 Jahren darfst du das erste Mal überhaupt Bier trinken und dann wirst du direkt in eine Umgebung geworfen, in der auch 18- oder 20-Jährige sind, die sich irgendwelche Lines ziehen. Mit der Zeit gewöhnst du dich unbewusst daran, dass in deinem Umfeld konsumiert wird, und deine eigene Hemmschwelle sinkt.

Welche weiteren Faktoren könnten diesen Trend fördern?

Ich glaube, dass die Alkoholpolitik auch dazu beiträgt, dass Personen von Alkohol auf andere Substanzen umsteigen. Alkohol wird immer teurer, entsprechend rollen wir es auf die Kundschaft über. Wenn der Drink mit ein bisschen Cola, Jack Daniels und Eis im Club 20 Franken kostet, ist es kein Wunder, konsumieren manche Personen eine Pille für 20 Franken, die sie die ganze Nacht, acht Stunden lang, oben hält. Auch gibt es für 16-Jährige viel weniger Ange-

«Mit 16 Jahren bist du zu jung, um mit Substanzen auf diese Art konfrontiert zu werden.»

bote und Orte, wo sie hingehen können, und sie haben nochmals grösseren sozialen und emotionalen Druck, Sachen auszuprobieren. Entsprechend ist eine Präventionsmassnahme, hinter der ich auf jeden Fall stehe: Alter-18-plus-Limiten an solchen Events. Allerdings sollen 16-Jährige auch eine für sie geeignete Plattform haben, bei der sie Spass haben können. Wir wollen sie ja nicht komplett sozial isolieren.

Welche Auswirkungen hat der Substanzkonsum sonst noch auf Nachtclubs?

Das Eine ist das Wirtschaftliche, das Andere das Image. Gegebenenfalls handeln wir uns gerade bei älteren Personen ein schlechtes Image ein, was den Erhalt staatlicher Fördergelder, Sponsoring etc. beeinträchtigt. Das ist viel schwieriger, wenn du diese Art von Events organisierst, als wenn du beispielsweise Popkonzerte machst.

Wäre Drug Checking fürs Image ein positiver Beitrag?

Ja, sehr. Das meine ich auch mit dem öffentlichen Auftreten. Vor allem in Zusammenarbeit mit einem öffentlichen Amt. Das hat auf das Image nochmals eine andere Wirkung, als wenn wir ein paar Personen vom Club hinstellen, die Drug Checking machen. Wenn die Suchthilfe Region Basel, die vom Kanton mitfinanziert wird, das Drug Checking organisiert, und dabei ist, ist es professionell und seriös. Das sendet das richtige Signal aus, auch für uns, an die breite Masse. Es signalisiert, dass wir vom Nachtclub darauf achten. Deshalb will ich das auch unbedingt bei meinen Veranstaltungen so gut wie möglich integrieren und zeigen: Es geht auch ohne Substanzen. Wir kümmern uns aber auch um unsere Gäste, die Substanzen konsumieren. Wir verstehen, dass Konsum dazu gehört, und gehen damit professionell und seriös um.

Was wünschen sich Clubbetreibende und Eventmanager vom Gesundheitsdepartement?

Ich persönlich wünsche mir eine engere Zusammenarbeit. Es ist auch eine Frage des Geldes und der Ressourcen. Daran scheitert die Zusammenarbeit so gut wie immer. Die Ressourcen sind halt begrenzt. Das verstehe ich auch. Ich glaube, es gibt keinen Ort, an dem der Konsum so konzentriert und aggressiv stattfindet wie im Nachtleben. Genau dort könnte man am meisten auf die Konsumierenden einwirken, was Prävention, Suchthilfe und so weiter angeht. Auch darauf, dass es dir privat weiter-

hilft. Dass du im Club diese Interaktion, diesen Kontakt hast und dann vielleicht auch privat zur Suchtberatung gehst. Wir hatten Ideen für ein Programm, in dem Personen mit Suchtproblemen für das Awareness-Team angestellt werden. Natürlich immer in Absprache mit der Betreuung und Behandlung, um abzusichern, dass sie in einem genügend stabilen Zustand sind. So könnten man den Personen auch Resozialisierungs- und Arbeitsmöglichkeiten sowie eine neue Perspektive geben, insbesondere denjenigen, die immer im Nachtleben waren und das aus der Konsumentensicht kennen. Diese Personen werden sehr wahrscheinlich dorthin zurückkommen, weil das ihr Umfeld ist. Dort kennen sie die Leute. Für so etwas eine Zusammenarbeit zu finden, würde ich sehr gerne. Das braucht organisatorisch schon ein wenig mehr als Sticker oder Flyer. Die Clubs und Veranstaltenden sind bereit, in einem Projekt mitzumachen. Ich hatte schon Treffen mit Clubbetreibenden und Veranstaltenden, bei denen wir diese Themen angesprochen haben. Die Bereitschaft und der Wille sind auf jeden Fall da, auch Ressourcen dafür aufzubringen.

Vielen Dank, Richard Hille, dass Sie sich die Zeit für ein Interview genommen haben.

Interview: Manuel Hürlimann

«Ich persönlich wünsche mir eine engere Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsdepartement.»



Förderung der Medienkompetenzen – von Anfang an

Kinder werden heute in eine Welt hineingeboren, in der digitale Medien omnipräsent sind. Die Nutzung digitaler Medien ist Alltag und die Menschen bewegen sich selbstverständlich in hybriden Lebenswelten. Damit wird das Erlernen und das Sich-Befassen mit Medienkompetenzen zu einer fortlaufenden Aufgabe von hoher Bedeutung. Negative Aspekte digitaler Medien wie Cybermobbing, Missbrauch von privaten Daten oder problematisches Medienverhalten mit Suchttendenz können die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen erheblich beeinflussen.



Kinder und Jugendliche in der Nutzung digitaler Medien zu unterstützen, und sie vor negativen Einflüssen möglichst zu schützen, ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe und benötigt verstärkte Bemühungen und Anstrengungen von politischen Akteurinnen und Akteuren, kantonalen Fachpersonen, geschulten Fachpersonen in der Betreuung, in den Schulen und in den Freizeiteinrichtungen. Ebenso wichtig sind die Sensibilisierung und Bildung der Eltern.

Die Erkenntnisse der Hirnforschung zeigen, wie wichtig es ist, den Einfluss von digitalen Medien auf Kinder bereits im Mutterleib zu berücksichtigen, da die neurologische Entwicklung der Sprache des Kindes bereits im Mutterleib beginnt. So klingt beispielsweise das Weinen eines Neugeborenen, je nach Sprache der Eltern, anders. Nach der Geburt eines Kindes unterstützt ein sprachreiches Umfeld die Sprachentwicklung des Kindes massgeblich. Ein erhöhter Medienkonsum bei Kleinkindern, aber auch der Medienkonsum der Eltern, redu-

ziert im Allgemeinen die Sprachmenge und die Sprachqualität und damit auch die Kommunikationsfähigkeiten der Kinder. Aus der Forschung ist bekannt, dass auch die Entwicklung eines gesunden Schlafrhythmus, der Sehfähigkeit und der Motorik durch übermässigen Medienkonsum behindert werden.

Die Eltern sind in ihrem Medienverhalten ein Rollenmodell für ihre Kinder. Sie sind Vorbild dafür, wie mit (sozialen) Medien umgegangen wird und welchen Stellenwert diese im Alltag innehaben. Aus diesen Gründen ist es wichtig, Eltern so früh wie möglich über die mittel- und langfristigen Folgen des Medienverhaltens aufzuklären. Ein hilfreiches Tool ist dabei das aus dem englischen Sprachraum stammende Konzept der drei C: Child (Kind), Content (Inhalt) und Context (Kontext) (Guernsey, 2007). Die Betrachtung und Berücksichtigung dieser drei C hilft den Eltern, eine Einschätzung zu treffen, wie die Mediennutzung ihrer Kinder förderlich für deren Entwicklung gestaltet werden kann.



Die drei C:

1

Child

Das erste «C», «Child», meint die Beobachtung und Einschätzung zum eigenen Kind: Wie alt ist das Kind, welchen Entwicklungsstand hat es? Welche Bedürfnisse und Interessen äussert und zeigt es generell? Kann das Kind bereits verstehen, dass das, was auf dem Bildschirm passiert, nicht vor seinen Augen passiert, sondern im digitalen Raum? Möchte das Kind zum Beispiel die Tränen trocknen, wenn es jemanden auf dem Bildschirm weinen sieht? Falls dem so ist, so kann das Kind eindeutig noch nicht zwischen digitalem und analogem Raum unterscheiden.

2

Content

Das zweite «C», «Content», meint die Einschätzung zum Medieninhalt: Welche Medien konsumiert das Kind? Sind die Inhalte altersgerecht, gewaltfrei, sicher und für die Entwicklung förderlich? Kann das Kind die Bildsprache richtig deuten?

Studienergebnisse zeigen, dass ab dem Alter von drei Jahren digitale Medien zu einer stärkeren kognitiven Entwicklung von Kindern beitragen können. Das wiederholte Schauen von sicheren und pädagogisch wertvollen Inhalten ist sinnvoller als das Wechseln von Video zu Video. Es ist für Kleinkinder förderlicher, dasselbe 20-mal zu sehen, als immer etwas Neues zu betrachten. Zum Beispiel mit einem Lied oder einer Geschichte, die die Eltern dem Kind immer wieder vorsingen oder erzählen.



3

Context

Das dritte «C», «Context», meint die Begleitung der Kinder durch die Erwachsenen während des Medienkonsums. Wird ein Video gemeinsam geschaut oder ein Spiel gemeinsam gespielt oder ist das Kind damit allein gelassen? Ist die erwachsene Person anwesend und für das Kind verfügbar, um Inhalte zu erklären, und das Kind aufzufangen, wenn es Angst bekommt oder Überforderung zeigt? Wird das Gesehene gemeinsam reflektiert und in den Alltag einbezogen? Für was steht der Medienkonsum? Sind es schöne gemeinsame Erlebnisse zwischen Kind und Eltern oder fungiert der Medienkonsum als «Babysitter»? Zudem sind die Dauer und der Zeitpunkt des Medienkonsums zu beachten. Dabei ist erneut das erste «C», also die Einschätzung zur Entwicklung des Kindes, entscheidend. Ein wichtiger Aspekt ist auch die Reflexion der Eltern über ihr eigenes Medienverhalten. Gehen sie bewusst damit um und erklären sie ihrem Kind, was sie tun, wenn sie mit dem Handy Dinge für den Alltag erledigen (z. B. Trambillette kaufen), sodass das Kind die Handlung einordnen kann?

Familien sollten aus diesen Überlegungen bereits ab der Schwangerschaft zum Thema Medien und Familien aufgeklärt werden. Es ist sinnvoll, bereits ab Geburt ein Familienmedienkonzept für zuhause zu haben. Darin wird festgehalten, wo und wann in der Familienzeit welche Medien (von allen Familienmitgliedern!) konsumiert werden. Es wird empfohlen, handyfreie Zonen in der Wohnung (vor allem den Esstisch und die Schlafzimmer) einzurichten.

Medienkonsum kann auch mit gesundem Essverhalten verglichen werden. Der Medienkonsum steht immer im Verhältnis zur Ausgestaltung der übrigen Zeit. Wenn ein Kind genug schläft, sich genug draussen bewegt, soziale Interaktionen und Bindungsmomente hat und gemeinsame Zeit am Esstisch verbringt, bleibt einerseits weniger Zeit für digitale Medien übrig, und andererseits sind bereits einige wichtige Elemente für eine gesunde Entwicklung erfüllt.

Anregungen und Empfehlungen für den Umgang mit digitalen Medien finden Eltern und Fachpersonen auf folgenden Webseiten:



Nationale Plattform zur Förderung von Medienkompetenzen:
jugendundmedien.ch



Pro Juventute:
Elternwelt Pro Juventute
projuventute.ch



Kinderschutz Schweiz:
Startseite | Kinderschutz Schweiz
kinderschutz.ch



zischtig.ch



Für Lehrpersonen und Fachpersonen:
feel-ok.ch



Werden die Kinder älter, so sind neben den Eltern die Erwachsenen in den Kinderbetreuungseinrichtungen, den Kindergärten und den Schulen wichtige Ansprechpersonen, sowohl für die Kinder als auch für die Eltern. Der Lehrplan 21 bietet die Grundlage für das Vermitteln von Medienkompetenzen über die gesamte obligatorische Schulzeit hinweg. Die Bemühungen der Lehr- und Fachpersonen an den Schulen werden unterstützt mit Präventionsprogrammen, durchgeführt von schulexternen Fachpersonen.¹ Damit sollen die Kinder befähigt werden, ihr Medienverhalten beispielsweise hinsichtlich

Suchttendenzen oder strafrechtlicher Relevanz einzuschätzen.

Diese fortlaufenden Bemühungen, Kindern und Jugendlichen weitreichende Medienkompetenzen zu ver-

mitteln, sind wichtig. Kinder und Jugendliche müssen die notwendigen Fähigkeiten zur Anwendung der Informations- und Kommunikationstechnologie erlernen, damit sie im Schulalltag und später in ihrem Berufsleben als auch im privaten Leben bestehen können.

Kinder und Jugendliche sollen die positiven Aspekte digitaler Medien erfahren dürfen. Dazu zählen die Möglichkeiten, sich kreativ und gestalterisch auszudrücken und Netzwerke zu finden, zu bilden und zu pflegen. Damit lernen sie, ihre Leidenschaften mit anderen Kindern und Jugendlichen zu teilen und sich auszutauschen. Digitale Medien bieten zudem eine schier unendliche Informationsquelle, um sich persönlichen, schulischen oder beruflichen Interessen zu widmen, sich zu bilden und zu informieren.

Kinder und Jugendliche sollen jedoch auch auf die problematischen Aspekte und Inhalte digitaler Medien vorbereitet werden. Das Erlernen eines gesunden Medienkonsums ist anspruchsvoll. Die Selbstständigkeit von Kindern und Jugendlichen nimmt mit dem Alter zu, und ihnen soll daher die Verantwortung für ihr Me-

Kindern und Jugendlichen weitreichende Medienkompetenzen zu vermitteln ist wichtig.



¹ Obligatorische Präventionsprogramme | Kanton Basel-Stadt



Wann, wo, wie häufig, wie lange und was konsumiere ich aus welcher Motivation heraus?

dienverhalten mehr und mehr übergeben werden. Sie brauchen Werkzeug, um ihren Medienkonsum zu reflektieren: Wann, wo, wie häufig, wie lange und was konsumiere ich aus welcher Motivation heraus? Wie geht es mir dabei? Zudem benötigen sie Kenntnisse zu Cybersicherheit und Datenschutz: Wie viel gebe ich von mir wem gegenüber preis? Wie schütze ich mich und meine Daten? Sie brauchen zudem Hilfe bei der Bewertung von konsumierten Inhalten, wie beispielsweise bei der politischen Bildung.

Hilfreich ist dabei eine offene und vertrauensvolle Gesprächskultur zwischen Eltern und Kind. Kinder und Jugendliche sollen frühzeitig aufgeklärt werden über positive als auch negative und gefährliche Aspekte digitaler Medien. Altersadäquat sollte auch über Inhalte gesprochen werden, mit denen Kinder und Jugendliche unfreiwillig konfrontiert werden könnten, wie sexualisierte Gewalt, Pornografie, Mobbing, Gewaltdarstellungen sowie Diskriminierung, Rassismus oder auch Radikalisierung.

Entwickeln Kinder und Jugendliche trotz präventiven Bemühungen Suchttendenzen, oder wird ihre Entwicklung wegen des Konsums digitaler Medien in einer anderen Weise beeinträchtigt, so muss gehandelt werden. Der Übergang vom gesunden zum destruktiven Medienkonsum ist nicht immer einfach festzustellen. Von einer Sucht wird gesprochen, wenn über einen längeren Zeitraum, in der Regel zwölf Monate, ein Kontrollverlust entsteht. Damit einher geht, dass der Stellenwert des Medienkonsums immer grösser wird und dieser fortgesetzt wird, trotz negativer Konsequenzen. Andere Aktivitäten werden vernachlässigt und es stellt sich ein Verlangen nach dem Medienkonsum ein. Wird das Verlangen nicht gestillt, so folgen Entzugserscheinungen wie Reizbarkeit oder Angstzustände.

Da von einer Sucht sowohl Kinder als auch Eltern betroffen sein können, sind Fachpersonen angehalten, Früherkennung zu leisten, mit den Betroffenen über deren Medienverhalten zu sprechen und die Betroffenen gegebenenfalls an geeignete Fachstellen zu verweisen.

Nicht zuletzt ist die Reflexion des eigenen digitalen Medienkonsums auch für Fachpersonen relevant. Wie ist das Handy während Arbeits-

Öffentliche Kampagne zum Medienkonsum bei Kleinkindern

Der Kanton Basel-Stadt startet demnächst mit dem Netzwerk Frühbereich, geleitet vom Gesundheitsdepartement, eine Kampagne zu Medienkonsum bei Kleinkindern. Die Vertreter des Netzwerks werden gemeinsam mit Organisationen im Frühbereich (z. B. Kitas, Spielgruppen, ZFF, Quartiertreffpunkte) durch Poster und «Handyfreie Zonen» Eltern zum Thema Medienkonsum des Kindes und der Eltern sensibilisieren.



zeiten mit Kindern und Jugendlichen präsent? Die eigene Bildschirmzeit zu beobachten und sich dabei die Frage zu stellen, wie Sie als Fachperson ein Rollenmodell für andere sind, ist auch ein Teil der Verantwortung für Fachpersonen geworden.

Darum sind alle – Eltern, Fachpersonen, Kinder und Jugendliche – herausgefordert, in der digitalen Medienwelt einen gesunden Umgang zu finden. Dies gelingt durch ein waches und achtsames Bewusstsein für Chancen und Risiken sowie über den Austausch und das Gespräch.

Noortje Vriends, Leiterin Zentrum für Frühförderung
Kinder- und Jugenddienst, Erziehungsdepartement Kanton Basel-Stadt
Jael Gysin, Koordination Prävention
Fachbereich Gesundheit und Prävention, Schulsozialarbeit,
Erziehungsdepartement Basel-Stadt



Zwischen Prävention und Repression:

Ein Tag in der Arbeit der Jugendpolizei im öffentlichen Raum

Seit ihrer Entstehung im Jahr 2009 arbeitet die Jugend- und Präventionspolizei (JPP), aufsuchend im öffentlichen Raum im polizeilichen Kontext. Bis zum jetzigen Zeitpunkt haben zahlreiche Gespräche und/oder Kontrollen mit Jugendlichen stattgefunden, die Suchtmittel mitführten, die festgestellt wurden. Am häufigsten stellten wir Alkohol, gefolgt von Tabakwaren fest, aber auch Cannabis war immer wieder ein Thema. Sie bemerken, ich schreibe im Präteritum und dies ganz bewusst. Denn seit den Covid-Jahren hat sich das Ausgangs- und Konsumverhalten Jugendlicher aus unserer Sicht stark verändert. So treffen wir weniger Jugendliche im öffentlichen Raum an. Diejenigen, die sich entscheiden, zusammen einen Abend im öffentlichen Raum zu verbringen, verhalten sich uns gegenüber subjektiv kritischer und zurückhaltender und auch die geografischen Aufenthaltsorte im Ausgang wurden komplett durchgeschüttelt. Mussten wir vor dem Jahr 2020 regelmässig die Sanität wegen stark alkoholisierten Jugendlichen beiziehen, ist dies seither weniger der Fall. Öffentlichen Cannabiskonsum stellen wir parallel dazu bei Jugendlichen ebenfalls weniger fest, dafür sind Vapes oder Snus eher an der Tagesordnung. Die Gründe dafür sind komplexer Natur und nur schwer erklärbar. So bestimmt der heutige digitale Medienkonsum den Alltag Jugendlicher (wie auch vieler Erwachsener). Der immer länger werdende Schatten des digitalen Einflusses wird unserer Ansicht nach deutlicher erkennbar. Obschon immer wieder zu lesen ist, dass die Generation Z – und wohl auch die Generation Alpha – mehr Wert auf Gesundheit legt, und sich angeblich gesünder ernährt, liegt die Vermutung nahe, dass sich der problematische Konsum nicht grundsätzlich gebessert, sondern eher verschoben hat. Diese Vermutung ergibt sich beispielweise durch die Medienberichte, die von der Paracetamol-Challenge in den sozialen Medien erzählten. Zusammenfassend stellen wir im öffentlichen Raum einen eher tieferen Suchtmittelkonsum fest, sind uns aber ziemlich sicher, dass sich der Konsum eher in

private oder halbprivate Räume verschoben hat und somit die Dunkelziffer hoch sein wird. Insbesondere auch im Bereich des Medikamentenkonsums, der im öffentlichen Raum praktisch nicht feststellbar ist.

Wie sieht der rechtliche Rahmen bei suchtmittelkonsumierenden Jugendlichen im öffentlichen Raum aus?

Grundsätzlich dürfen Suchtmittel, die Erwachsene in der Schweiz legal erwerben können, von Jugendlichen auch legal konsumiert werden. Denn gesetzlich sind der Verkauf und die Abgabe von beispielsweise Alkohol- und Tabakwaren geregelt, nicht aber deren Konsum. Wir konzentrieren uns bei Jugendlichen, die Alkohol mit sich führen, auf ihren Zustand oder die Menge, die wir feststellen. Dies kann im schlimmsten Fall aufgrund einer Alkoholintoxikation zu einem Spitalaufenthalt führen, je nach Situation auch zur Abnahme der Alkohol- und Tabakwaren zu Händen der Eltern, sowie in jedem Fall mit einer Kontaktaufnahme derer. Stellen wir Cannabis bei Jugendlichen fest, wird dies der Jugendanwaltschaft gemeldet. Auch kleine Mengen werden abgenommen und der Jugendanwaltschaft übergeben. Grosse Konsequenzen haben Jugendliche aber bei kleinen Mengen bis zehn Gramm nicht zu befürchten. Währenddem der Alkohol- und Tabakkonsum wie auch das Vape im öffentlichen Raum einfach festzustellen ist, können Medikamente praktisch unbemerkt eingenommen werden. Erst durch offensichtliche körperliche Symptome einer jugendlichen Person würden wir darauf aufmerksam werden und entsprechende Massnahmen einleiten.

Wie sehen Gespräche und Personenkontrollen der JPP mit Jugendlichen aus?

Wichtig zu erwähnen ist, dass wir eine Einheit mit kompletten polizeilichen Befugnissen sind, die ihre Handlungskompetenzen auf das kantonale Polizeigesetz stützt. Trotzdem unterscheidet sich unsere Arbeit im öffentlichen Raum gegenüber derjenigen der regulären unifor-



mierten Polizei. Während die uniformierte Polizei die gesamte Bandbreite von Meldungen abdeckt, und oft nur wenig Zeit für «kleinere» Fälle hat, richten wir den Fokus gezielt auf Jugendliche und können so mehr Zeit in diese Arbeit investieren. Wir arbeiten in ziviler Kleidung und sind mit polizeilichen Arbeitsinstrumenten, wie Funk, Handschellen, Waffe etc. ausgerüstet, suchen den Kontakt mit Jugendlichen proaktiv und sprechen sie frei an, natürlich nicht, ohne uns vorher als Jugendpolizisten auszuweisen. Dabei entstehen oft unkomplizierte Gespräche über jegliche Themenbereiche. Nicht selten diskutieren wir auch Haltungen zu Suchtmitteln oder polizeiliche Themen und gesetzliche Aspekte. Im Kontakt sind uns eine Kommunikation auf Augenhöhe, sowie der gegenseitige Respekt und das aktive Zuhören wichtig. Dabei verlieren wir das geltende Gesetz nicht aus den Augen und reagieren auf Verdachtsmomente, wie etwa den Besitz von Betäubungsmitteln oder verbotene Messer. Die zwei Gegensätze der Repression und Prävention geben den Anschein von zwei Komponenten, die nicht zusammenpassen. Sie fragen sich vielleicht, wie ein Jugendlicher, der repressives Handeln in Form von Strafverfahren oder Bussen erfährt,

ein aufrichtiges Vertrauen zur betreffenden Jugendpolizistin oder zum Jugendpolizisten aufbaut, oder einen präventiven Lerneffekt aus der Aktion mitnimmt? Aus zwölf Jahren Erfahrung in der polizeilichen Jugendsachbearbeitung kann ich mit Bestimmtheit sagen, diese Gegensätze harmonisieren besser als gedacht. Insbesondere in Bezug auf unsere Funktion als Polizistin oder Polizist wird von Jugendlichen die Grenzsetzung erwartet und von vielen auch akzeptiert. Viel wichtiger ist der Generation Z und Alpha, wie diese Grenzsetzung vollzogen wird. Erfolgt die Kommunikation auf Augenhöhe und ist die Begründung plausibel, verständlich und aufrichtig, resultiert daraus Vertrauen und auch repressive Massnahmen werden oft akzeptiert.

An dieser Stelle ein Beispiel aus der Praxis

Während einer Patrouille an einem Sommerabend am Wochenende, bemerken wir am unteren Rheinweg eine Gruppe Jugendlicher.

Schätzen wir ihr Alter auf 13 bis 15 Jahre. Sie sitzen gemütlich auf einer Parkbank, lachen und blödeln zusammen. Da sie hin und wieder vorübergehende Passanten lachend, teilweise leicht provozierend ansprechen, und einer der Gruppe eine Vape in der Hand hält, weisen wir uns aus und sprechen sie an. Leicht erschrocken, dass die Polizei auf sie aufmerksam wurde, verhalten sie sich zuerst ablehnend und zurückhaltend. Währenddem wir das Gespräch auf ihr Verhalten lenken, und mögliche Gegenreaktionen der Passanten spiegeln, entsteht ein spannendes Gespräch über Zivilcourage und Nothilfe. Die Stimmung wird wieder freundschaftlicher. Ich spreche den Jugendlichen mit der Vape an. Er gibt an, 13 zu sein. Auf die Frage, ob seine Eltern wissen würden, dass er Vapes rauche, antwortet er überraschend schnell nickend mit: «Ja klar!» Da ich seiner Aussage nicht traue, übergebe ich ihm eine Visitenkarte von mir und weise ihn an, die Eltern über die Kontrolle zu unterrichten und dass ich von seinem Vater oder seiner Mutter einen Rückruf bis in drei Tagen erwarten würde. Die Vape nehme ich ihm ab und teile ihm mit, dass er sie zusammen mit den Eltern bei mir wieder abholen könne. Dann bemerke ich bei einem Jugendlichen einen Abdruck in der Hosentasche, der mich vermuten lässt, dass er ein Messer mitführen könnte. Ich frage nach und ordne den Jugendlichen an, mir den Gegenstand aus der Hosentasche zu zeigen. Leicht nervös und verärgert fragt er mich, ob er dies denn müsse beziehungsweise ob ich das

dürfe. Nachdem ich ihm die Rechtslage erklärt habe und ihm mitteile, dass ich den Verdacht auf einen verbotenen oder gefährlichen Gegenstand habe, übergibt er mir widerwillig ein legales Klappmesser. Ich erkläre, dass ich den Ort und Zeitpunkt, in Kombination mit dem vorherigen Verhalten der Gruppe für das Mitführen eines Messers ungünstig finde. Anschliessend stelle ich zwei Situationen dar, wie es ungewollt zu einem Messereinsatz und zu schweren Konsequenzen für ihn kommen könnte, und nehme ihm das Messer vorübergehend weg. Die Eltern werden durch mich in Kenntnis gesetzt. Sie dürfen das Messer in den Folgetagen wieder bei mir abholen. Obschon mein Handeln für beide Jugendliche Konsequenzen beinhaltet, verstehen sie nach meiner Begründung, warum ich die Vape abgenommen habe und das Mitführen eines Messers an diesem Ort diverse Nachteile mit sich bringt. Bevor wir die Jugendlichen wieder sich selbst überlassen, beantworten wir noch allgemeine Fragestellungen, auch der Junge mit der Vape zeigt sich versöhnlich und streckt uns zum Abschied seine Hand entgegen.

Eine Arbeitsweise mit Parallelen zur elterlichen Erziehung?

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass faire, freundliche und bestimmte Kommunikation, sowie das qualitative Begründen von Entscheidungen, Vertrauen und Verständnis schaffen. Meiner Meinung nach lassen sich hier auch Parallelen zum Umgang mit eigenen Kindern in der Rolle als Eltern ziehen. Eine offene Kommunikation, aktives Zuhören und begründetes Setzen von Grenzen sind für Kinder und Jugendliche in dieser schnelllebigen Zeit zentral. Insbesondere angesichts der unendlichen digitalen Möglichkeiten und der pausenlosen, von Algorithmen gesteuerten Unterhaltung, der Kinder und Jugendliche – ebenso wie Erwachsene – ausgesetzt sind. Hierbei ist die wohlwollende Führung und Grenzsetzung durch Eltern von zentraler Bedeutung, damit Jugendliche im Umgang mit digitalen Medien Unabhängigkeit und eine starke Resilienz entwickeln. Somit schliesst sich im Themenbereich des digitalen Konsums auch wieder der Kreis zum Thema Suchtmittelkonsum.

Daniel Sollberger, Ressortleiter
Jugend- und Präventionspolizei
Kantonspolizei Basel-Stadt





Pay to Play: der Sog der digitalen Game-Welt

Wenn Konsum und Spiel verschmelzen: Wie Games Jugendliche an sich binden – und warum es nicht nur um Spielspass geht.

Gamen, ohne zu bezahlen? Für viele Jugendliche ist dies nur ein kurzzeitiges Vergnügen. Durch «Lootboxen», «Skins» und «Battle Passes» werden die Grenzen zwischen Unterhaltung und Konsum verwischt. Früher kaufte man ein Spiel – heute kauft man sich im Spiel frei. In der Welt der modernen Games zählt längst nicht mehr nur Geschick, sondern immer häufiger auch der Inhalt des digitalen Warenkorbs. Gerade Jugendliche sind dabei ein besonders attraktives Publikum einer gezielten Beeinflussung durch die Game-Industrie.

Spielen gehört zur Jugendkultur – das war schon seit jeher so und ist es beim Gamen noch immer. Es unterstützt Kreativität, Kooperation, Konzentration und ermöglicht sozialen Austausch – Fähigkeiten, die auch durch digitale Spiele gefördert werden können. Früher kaufte man ein Spiel einmalig, etwa auf CD oder als digitalen Download, und hatte damit Zugriff auf alle Inhalte. Dieses sogenannte «Premium-Modell», bei dem mit dem Kaufpreis auch das gesamte Spielerlebnis abgedeckt war, wurde jedoch zunehmend vom «Free-to-Play»-Ansatz verdrängt. Diese Games sind auf den ersten Blick kosten-

los, finanzieren sich aber über Mikrotransaktionen innerhalb des Spiels. Heute vermischen sich die beiden Ansätze zunehmend. Auch klassische Bezahlspiele greifen auf «Free-to-Play»-Mechanismen zurück, etwa in Form von Zusatzinhalten wie DLC (Downloadable Content), kosmetischen Gegenständen oder virtuellen Währungen. Der Wechsel im Geschäftsmodell hat weitreichende Folgen – insbesondere für junge Spielerinnen und Spieler, die diese Entwicklung nicht als Wandel, sondern als Normalität erleben.



Die Verschmelzung von Spiel und Kommerz

Der Gaming-Markt ist riesig: 2023 setzte die Branche weltweit über 180 Milliarden US-Dollar um – mehr als die Film- und Musikindustrie zusammen. Auch das Geldspiel (Gambling) ist in der Schweiz ein lukratives Geschäft: Die Brutto-spielerträge der Schweizer Casinos beliefen sich im selben Jahr auf über 900 Millionen Schweizer Franken. Beide Welten – Gaming und Gambling – haben sich in den letzten Jahren zunehmend angenähert und vermischt. Besonders in für Jugendliche populären Spielen werden Geld-spielelemente wie Zufallsbelohnungen oder In-Game-Währungen gezielt und geschickt integriert. Diese «Gamblification» der Games, die nicht auf den Fähigkeiten der Spielenden, sondern auf dem Zufall basieren, ist äusserst problematisch: So wird das Know-how der Geld-spielindustrie genutzt, um zum Beispiel mittels erhöhter Ereignisfrequenz oder Beinahe-Gewinnen («Near Wins») die Spielmechanik entsprechend auszugestalten, dass immer mehr Geld für Mikrotransaktionen ausgegeben wird. Gerade bei Jugendlichen trägt diese Verschmelzung zur Normalisierung des Geldspiels bei. In der Schule diskutieren sie drüber, wer welche «Skin» (kosmetischer Artikel in einem Game; ein rosarotes Schwert, lustige Kostüme für die Spielfigur etc.) oder welches seltene Item besitzt. Was früher mit Fussballbildern begann,

geht heute digital weiter – nur mit deutlich schwieriger einschätzbarem finanziellem Einsatz, da zum Beispiel mit Echtgeld Juwelen, mit diesen Juwelen Münzen und dann mit den Münzen etwa eine «Skin» gekauft wird.

Was sind Mikrotransaktionen und «Lootboxen»?

Mikrotransaktionen sind geringe, oft wiederkehrende Zahlungen innerhalb eines Spiels. Sie ermöglichen es Spielenden, virtuelle Güter zu erwerben, die von kosmetischen «Skins» über praktische Vorteile bis hin zu exklusiven Spiel-funktionen reichen. Besonders umstritten sind sogenannte «Lootboxen». Dabei handelt es sich um virtuelle Schatzkisten, deren Inhalt beim Kauf nicht bekannt ist. Spielerinnen und Spieler kaufen also die blossе Chance auf ein seltenes Objekt, oftmals verbunden mit einem Timer («Die Uhr tickt!»), der zusätzlichen Druck auslösen kann. Ein solches System imitiert geldspiel-ähnliche Mechanismen und kann in seiner Wirkung potenziell süchtig machen.

Beliebte Games und ihre Monetarisierung

Die JAMES-Studie 2024 der ZHAW zeigt: Jugendliche in der Schweiz spielen besonders häufig Games wie «Brawl Stars», «Fortnite», «FIFA/EA Sports FC», «Clash Royale» oder «Call of Duty». Viele dieser Spiele sind als kostenlose «Free-to-Play»-Games konzipiert, zum Beispiel «Fortnite» oder der Battle-Royale-Modus «Call of Duty: Warzone». Andere wie «FIFA» oder die Haupt-titel von «Call of Duty» sind klassische Premium-Spiele, die gekauft werden müssen, aber dennoch umfangreiche Mikrotransaktionen umfassen. Im beliebten «Ultimate Team»-Modus von FIFA investieren Spielerinnen und Spieler beispielsweise Geld in virtuelle Kartenpakete («Lootboxen»), deren Inhalt zufällig ist und stark an Geldspiele erinnern. Auch andere Spiele setzen auf ausgefeilte Monetarisierungsstrategien wie «Battle Passes», exklusive «Skins» oder zeitlich begrenzte Angebote. Dabei sind Mikrotransaktionen nicht zwangsläufig geringfügig: So liegt aktuell das «Topangebot» bei «Brawl Stars» für den Kauf von 2000 «Juwelen» bei 100 Franken – eine Summe, die die meisten Jugendlichen kaum spontan ausgeben können. Diese Game-Elemente zielen darauf ab, Spielende emotional zu binden und sie möglichst häufig zum Geldausgeben zu animieren. Sie setzen auf künstliche Verknappung und FOMO (Fear of Missing Out).

Was macht ein gutes Spiel aus?

Ein gutes Game begeistert – durch Spieltiefe, Fairness, Gestaltung und gemeinschaftliches Erleben. Doch das reicht heute oft nicht mehr. Für viele Jugendliche spielt auch der Status eine



Rolle: Wer im Game keinen angesagten «Skin» trägt, fällt auf. Wer im Spiel nicht mithalten kann, steht sozial schnell am Rand. So entsteht besonders unter Gleichaltrigen ein subtiler Druck, mitzukaufen, obwohl der Kauf beispielsweise einer «Skin» möglicherweise gar keinen echten Vorteil verspricht.

Der soziale Aspekt des Spielens ist enorm wichtig – doch genau dieser wird gezielt kommerzialisiert. Der Pausenhof und die Freizeit junger Menschen werden sozusagen zur Bühne für digitale Statussymbole.

Die Risiken: zwischen Kaufrausch und Kontrollverlust

Mikrotransaktionen bergen zahlreiche Gefahren. Sie unterlaufen oft traditionelle Konsumentscheidungen, denn die einzelnen Beträge wirken klein, summieren sich aber schnell. Die Bezahlung erfolgt häufig mit wenigen Klicks über den App-Store, via hinterlegte Kreditkarte oder direkt über die Handy-Rechnung. Dadurch wird es schwierig, die Ausgaben im Blick zu behalten, und die Gefahr, Schulden zu machen, steigt. Der Kontrollverlust über die Ausgaben kann dabei die Entwicklung hin zu einer «Gaming Disorder» beschleunigen. Die «Gaming Disorder» bzw. «Videospielerkrankung» ist in der aktuellen internationalen Klassifikation der Krankheiten (ICD-11) verankert.

Neben den finanziellen Risiken, die mit der (manchmal beträchtlichen) Anhäufung von geringen Ausgaben verbunden sind, stehen bestimmte Mikrotransaktionen (insbesondere «Lootboxen») im Verdacht, zur Normalisierung und damit auch zur Banalisierung von Geldspiel beizutragen oder sogar das Risiko zu erhöhen, eine suchtähnliche Störung im Zusammenhang mit dem Gebrauch von Videospielen oder Geldspielen zu entwickeln: Der Kick des Gewinns, die Ungewissheit, der Reiz des «Nur noch ein Versuch». Studien zeigen, dass Jugendliche mit problematischem Spielverhalten (im Sinne eines Kontrollverlustes) überdurchschnittlich häufig Mikrotransaktionen tätigen, oft ohne das Wissen ihrer Eltern. Durch den Einsatz von «Lootboxen» wird dabei gezielt in die Belohnungssysteme des Gehirns eingegriffen. Sie fördern impulsives Verhalten, können zu Kontrollverlust führen und setzen insbesondere Kinder und Jugendliche sowohl sozial als auch psychisch unter Druck.

Was tut sich politisch?

Das Thema findet auf europäischer Ebene vermehrt Beachtung. So plant die EU strengere Richtlinien zur Regulierung von Mikrotransaktionen und «Lootboxen». In Ländern wie Bel-



gien und den Niederlanden sind solche Geldspielfunktionen in Games bereits verboten oder stark eingeschränkt.

In der Schweiz fehlen bislang vergleichbare gesetzliche Regelungen. Ein erster Schritt wäre eine klare Kennzeichnungspflicht für Games mit kostenpflichtigen Inhalten oder Geldspielmechanismen. Das Schweizer Parlament verzichtete jedoch im Jahr 2022 im Rahmen der Einführung des «Bundesgesetzes zum Jugendschutz in den Bereichen Film und Videospiele» darauf, Mikrotransaktionen explizit zu benennen und zu regulieren.

Empfehlungen und Lösungsansätze

Angesichts der komplexen Herausforderungen, die Mikrotransaktionen und Geldspielemente in Spielen für die Nutzenden und insbesondere für Jugendliche mit sich bringen, ist ein mehrgleisiger Ansatz notwendig. Zunächst sollten Spielentwickler und Publisher ihre Monetarisierungsstrategien transparenter gestalten und auf besonders manipulative Elemente verzichten. So wäre es beispielsweise wichtig, dass «Lootboxen» klar als Geldspielmechanismen gekennzeichnet werden und die Wahrscheinlichkeiten für Inhalte offengelegt werden. Ebenso könnten Ausgabenlimits und altersgerechte Schutzmechanismen dabei helfen, junge Menschen besser zu schützen und unkontrollierbare Kostenfallen zu vermeiden. Gleichzeitig ist eine gezielte Sensibilisierung und Aufklärung erforderlich – nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Eltern, Lehrpersonen und Fachstellen. Nur wer die Funktionsweise und Risiken solcher Spiele versteht, kann informiert und sensibilisiert damit umgehen. Schliesslich wäre auch eine regulatorische Anpassung sinnvoll, die klare Rahmenbedingungen für den Einsatz von Mikrotransaktionen und geldspielähnlichen Elementen in digitalen Spielen schafft und somit zum Schutz vulnerabler Gruppen beiträgt.

Fazit: Digitale Spiele sind ein fester Bestandteil jugendlicher Lebenswelten – und können viel Positives bewirken. Doch der Trend zur Monetarisierung birgt Risiken, die nicht ignoriert werden dürfen. Es braucht Aufklärung, Regulierung und flankierende Schutzmechanismen, um sicherzustellen, dass Spielen wieder das ist, was es sein sollte: eine Freude und kein finanzielles Risiko.



Dieser Text wurde von Cédric Stortz, Projektleiter Fachverband Sucht (bis Juni 2025), unter Mitarbeit von Marina Delgrande Jordan, Co-Leiterin Forschung bei Sucht Schweiz, und Stephanie Stucki, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Infodrog, erstellt.

Für die Auswahl des Titels wurde ChatGPT zu Rate gezogen.



Vapende Kinder und Jugendliche Schulsozialarbeit zwischen Aufklärung, Beratung und Prävention

Die Perspektive der Schulsozialarbeit
Basel-Stadt (SSA) auf das Konsum-
verhalten von Kindern und Jugendlichen
im Zusammenhang mit E-Zigaretten.

In der Beratungsarbeit der SSA ist das Konsumverhalten – insbesondere das Vapen – ein Thema, das Kinder und Jugendliche interessiert und beschäftigt. Bereits in den 5. und 6. Primarschulklassen haben Kinder erste Berührungspunkte mit dem Thema Vapen – dies zeigt sich in Gesprächen mit einzelnen Kindern, durch Nachfragen in Schulklassen im Rahmen von Präventionsprogrammen oder dadurch, dass Kinder auf dem Schulareal vaperen. Auf der Sekundarstufe ist das Thema stärker verbreitet als auf der Primarstufe. Es betrifft jedoch nach Einschätzung der SSA nur eine Minderheit der Jugendlichen. Im Vergleich zu früher wird in den Beratungen seit zwei bis drei Jahren deutlich häufiger über E-Zigaretten als über herkömmliche Zigaretten gesprochen.

In der Beratungspraxis begegnet den Schulsozialarbeitenden das Thema Vapen auf vielfältige Weise: als Begleiterscheinung von Belastungen, als Ausdruck sozialer Zugehörigkeit oder als provozierendes Verhalten im Schulalltag. In den meisten Beratungsgesprächen stehen am Anfang andere Themen im Vordergrund. Ihr

eigenes Konsumverhalten, oder das ihrer Freundinnen und Freunde, wird von den Kindern und Jugendlichen nur am Rande erwähnt. Es kommt aber auch vor, dass Kinder oder Jugendliche von Lehrpersonen oder der Schulleitung zu einem Beratungsgespräch bei der Schulsozialarbeit motiviert werden, weil sie beim Vapen ertappt wurden – teils offen auf dem Pausenplatz, teils an versteckten Orten auf dem Schulareal.

In diesen Gesprächen eröffnet sich dann für die SSA die Möglichkeit, das Thema Vapen aufzugreifen und mit den Kindern und Jugendlichen darüber zu sprechen.

In den Beratungen legt die SSA, neben der Informationsvermittlung, grossen Wert auf die Förderung von Lebenskompetenzen. Es ist wichtig, Kinder und Jugendliche in ihrer persönlichen Entwicklung zu stärken – insbesondere in einem Lebensabschnitt, in dem Gruppendruck, Unsicherheiten und die Suche nach Zugehörigkeit und Autonomie eine grosse Rolle spielen.

In Einzelberatungen, Gruppenangeboten oder präventiven Projekten arbeitet die SSA mit den Kindern und Jugendlichen an Themen wie Selbstbewusstsein, Entscheidungsfähigkeit und sozialen Kompetenzen. Die Kinder und Jugendlichen werden dabei unterstützt, ihre eigenen Werte und Grenzen besser kennenzulernen, reflektierte Entscheidungen zu treffen und in herausfordernden Situationen – etwa im Umgang mit Konsumangeboten wie Vapes und E-Zigaretten – selbstsicher für sich einzustehen.



Die Schulsozialarbeit Basel-Stadt (SSA) berät und unterstützt Kinder und Jugendliche bei sozialen Problemen und verschiedenen Fragestellungen. Sie steht ebenso Eltern, Lehr- und Fachpersonen zur Verfügung. An allen Primar- und Sekundarschulen in Basel gibt es ein Büro der SSA.



Ein Beispiel aus der Praxis

Eine 15-jährige Schülerin wird von einer Lehrerin beim Vapen auf der Schultoilette überrascht. Die Lehrerin informiert daraufhin neben der Schulleitung und der Schulsozialarbeiterin auch die Eltern des Mädchens. Die Jugendliche steht zu diesem Zeitpunkt bereits wegen anderer Themen im Beratungsprozess mit der Schulsozialarbeit.

Im Beratungsgespräch spricht die Schulsozialarbeiterin das Mädchen auf das Vorkommen an. Die Jugendliche erzählt, dass sie schon länger vape. Ihre Mutter wisse zwar davon, dulde dies jedoch nicht. Zuhause verstecke sie die Geräte und konsumiere nur heimlich. Sie äussert den Wunsch, mit dem Vapen aufzuhören, betont jedoch, wie schwierig dies sei, weil viele ihrer Freundinnen ebenfalls vaper würden.

Ausgehend von diesem Gespräch, schlägt die Schulsozialarbeiterin vor, eine Gruppenberatung mit anderen Jugendlichen aus dem schulischen Umfeld der Schülerin zu organisieren. So habe die Schülerin die Möglichkeit, das Thema gemeinsam mit anderen Jugendlichen zu besprechen. Die Schülerin ist daran interessiert und ein paar Tage später entsteht daraus eine Gruppenberatung bei der SSA.

Das Gespräch beginnt mit einem kurzen Input von Seiten der Schulsozialarbeiterin über Vapes. Die Inhalte werden altersgerecht und interaktiv vermittelt: Wie ist ein Vape aufgebaut, welche Chemikalien, wie viel Tabak steckt darin? Welche gesundheitlichen Risiken bestehen? Anschliessend leitet die Schulsozialarbeiterin in eine offene Gesprächsrunde über, in der die Jugendlichen eingeladen sind, ihre Sichtweisen, Fragen und persönlichen Erfahrungen einzubringen. Ziel ist es, dass ein Gesprächsrahmen entsteht, in dem auch Unsicherheiten geäussert und verschiedene Sichtweisen akzeptiert werden.

Rasch zeigt sich, dass alle Teilnehmenden bereits mit dem Thema Vaping in Berührung gekommen sind – sei es im Freundeskreis, durch Beiträge in den sozialen Medien oder durch den eigenen Konsum aus Neugierde. Besonders beschäftigt die Jugendlichen die Frage nach Gruppendruck und Zugehörigkeit: Wie reagiere ich, wenn meine Freunde, Freundinnen vaper und ich nicht mitmachen möchte? Muss ich mitmachen, um nicht ausgeschlossen zu werden? Wann ist es ein Ausprobieren, ab wann bin ich süchtig?

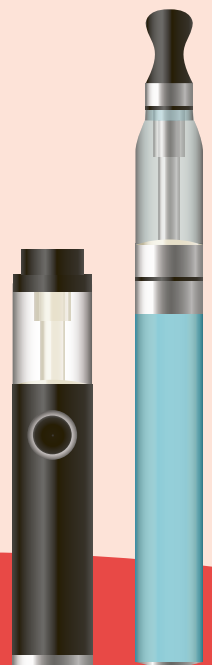
Die Schulsozialarbeiterin moderiert die Gruppe und achtet darauf, dass die Jugendlichen respektvoll diskutieren, stellt Fragen zur Reflexion, informiert bei Bedarf über Fakten

und bietet Impulse zur Entwicklung eigener Haltungen und Strategien.

Gruppenangebote der SSA ermöglichen nicht nur einen differenzierten Informationsaustausch unter den Jugendlichen, sondern auch die persönliche Auseinandersetzung mit individuellen Einstellungen und (problematischen) Verhaltensweisen. Das Wirkungsvolle solcher Gruppensettings ist, dass die Jugendlichen zwar durch eine erwachsene Person angeleitet, aber mit Peers in einen Austausch über ihr Konsumverhalten kommen können.

Die Rolle der Eltern und der Schule

Stellen Lehrpersonen fest, dass Kinder oder Jugendliche während der Schulzeit vaper, werden in der Regel die Eltern und die Schulsozialarbeit informiert. Besonders bei wiederholtem und problematischem Konsumverhalten werden die Eltern zu einem Gespräch in die Schule eingeladen. Die Ziele in Elterngesprächen sind, das Konsumverhalten des Kindes offen anzusprechen, Risiken und Zusammenhänge verständlich zu machen und gemeinsam nach Lösungswegen zu suchen. Im Elterngespräch ist es wichtig, sich auf die Unterstützung zu konzentrieren: Was braucht das Kind in seiner aktuellen Situation? Welche Schutzfaktoren können gestärkt werden? Welche weiteren Hilfsangebote stehen zur Verfügung? Manchmal wird im Gespräch eine Anbindung an externe Fachstellen empfohlen, um eine weiterführende Begleitung sicherzustellen.



Fazit

Im Praxisalltag der Schulsozialarbeit wird deutlich, dass konsumbezogene Verhaltensweisen bereits in der frühen Adoleszenz relevant sind, und im Zusammenhang mit Identitätsentwicklung, Gruppendynamik und psychosozialen Belastungen stehen können. Die Schulsozialarbeit bietet den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zur Reflexion über das eigene Konsumverhalten sowie Förderung personaler und sozialer Kompetenzen: durch individuelle Beratung, niederschwellige Gruppenangebote und präventive Veranstaltungen. Schulsozialarbeit leistet so einen substanziellen Beitrag zur Gesundheitsförderung und zur Stärkung von Lebenskompetenzen – als Teil eines umfassenden schulischen Unterstützungsnetzwerks.

Cheryl Meyer und Janine Tschanz-Buri, Sozialarbeiterinnen
Schulsozialarbeit, Volksschulen Erziehungsdepartement Kanton
Basel-Stadt

Unterstützung und weiterführende Informationen

Verschiedene Fachstellen bieten Informationen und Unterstützung für Menschen mit einem problematischen Substanzkonsum oder einer Verhaltenssucht, ihre Angehörigen, Arbeitgeber sowie für Fachpersonen.

Abteilung Sucht des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt

Die Abteilung Sucht bietet Beratung bei Problemen mit psychoaktiven Substanzen (Alkohol, Cannabis, Kokain etc.). Ebenfalls bietet sie Unterstützung bei Verhaltenssuchten.

Abteilung Sucht

Malzgasse 30, 4001 Basel
Tel. 061 267 89 00
abteilung.sucht@bs.ch
www.bs.ch/gd/sucht

Abteilung Prävention des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt

Die Abteilung Prävention ist Ansprechpartnerin für verschiedene Themen rund um Gesundheitsförderung und Prävention. Sie entwickelt, unterhält und koordiniert zahlreiche Angebote, die der Gesundheit der Bevölkerung zugutekommen.

Abteilung Prävention

Malzgasse 30, 4001 Basel
md@bs.ch
Tel. 061 267 45 23
www.bs.ch/gd/md/praevention

Blaues Kreuz/MUSUB beider Basel

Das Blaue Kreuz bietet Beratung und Unterstützung zum Thema Alkohol und Sucht.

Die Multikulturelle Suchtberatungsstelle (MUSUB) bietet Beratung und Begleitung für fremdsprachige Erwachsene und Jugendliche mit problematischem Substanzkonsum und Verhaltenssuchten.

Blaues Kreuz/MUSUB beider Basel

Peter Merian-Strasse 30, 4052 Basel
www.mituns.ch

Blaues Kreuz	MUSUB beider Basel
Tel. 061 261 56 13	Tel. 061 273 83 05
basel@mituns.ch	musub@mituns.ch
www.jugendschutzbasel.ch/home	

Beratungszentrum der Suchthilfe Region Basel

Das Beratungszentrum bietet Information und Unterstützung bei allen Fragen rund um Sucht. Im Speziellen zu Geldspiel- und Internetsucht, illegalen Drogen wie Cannabis oder Partydrogen sowie fachspezifische Dienstleistungen im Bereich der Schuldenberatung.

Suchthilfe Region Basel – Beratungszentrum

Mülhauserstrasse 111, 4056 Basel
Tel. 061 387 99 99
beratungszentrum@suchthilfe.ch
www.suchthilfe.ch

Zentrum für Abhängigkeitserkrankungen

Das Zentrum für Abhängigkeitserkrankungen der UPK Basel bietet ein spezialisiertes Beratungs- und Behandlungsangebot für Personen, die aufgrund eines problematischen Substanzkonsums oder einer Verhaltenssucht unter Beeinträchtigungen leiden.

Zentrum für Abhängigkeitserkrankungen (ZAE)

Universitäre Psychiatrische Kliniken (UPK) Basel
Wilhelm Klein-Strasse 27, 4012 Basel
Tel. 061 325 51 11
info@upk.ch
www.upk.ch

Kostenlose Online-Beratung zu Suchtfragen

www.safezone.ch

Die Internetplattform bietet anonyme und kostenlose Information und Beratung bei Fragen zu Verhaltenssuchten, Suchtmitteln und Suchtproblemen.

www.suchtschweiz.ch

Die Internetplattform bietet Informationen und Fakten zu verschiedenen Verhaltenssuchten sowie Substanzen mit einer Vielzahl von Infomaterialien. Fragen können telefonisch, per E-Mail oder über die Webseite gestellt werden.

JuAr Basel

Die JuAr Basel ist ein Verein für Offene Kinder- und Jugendarbeit. Die JuAr Basel bietet jungen Menschen in der Region Basel Raum, Begleitung und Unterstützung an. Die Angebote umfassen u.a. Jugendhäuser, Mittagstische, Tagesstruktur sowie eine Jugendberatung.

JuAr Basel

Theodorskirchplatz 7, 4058 Basel
Tel 061 683 72 20
info@juarbasel.ch
www.juarbasel.ch

